

Daheim



Kleinstadt (Sommerhausen am Main) ♦ Farbige Zeichnung von Bruno Bielefeld



Sanfte Puppenmama

die in ihrem kleinen Herzen die Freuden der Mutter vorausahnt, die ihre Puppen so pflegt und liebkost, wie sie es selbst von ihrer Mutter gewohnt ist. Sie schätzt das wöhdentliche Waschen ihres Haares mit Elida Shampoo so sehr, daß es keine Tränen mehr gibt, sondern nur fröhliches Lachen. Spaß der Grimassen vor dem Spiegel und Freude von Vater und Mutter über das seidige, wundervolle Haar ihrer kleinen Prinzessin.



Elida Shampoo enthält keine Spur von Soda, welche das Haar spröde macht. Ein Päckchen gibt 10 Liter Schaum, der alles Unerwünschte einhüllt. Eine mehrmalige gründliche Spülung mit warmem Wasser nimmt alles mit sich fort. Nach dem Trocknen ist das Haar leuchtend, tief in der Farbe, duftig und prachtvoll natürlich gewellt. Elida Shampoo wird immer so rein und unschädlich erzeugt, daß es selbst für das zarteste Seidenhaar des Kindes die beste Haarpflege ist.

ELIDA SHAMPOO

Daheim



46. Jahrgang. Nr. 49

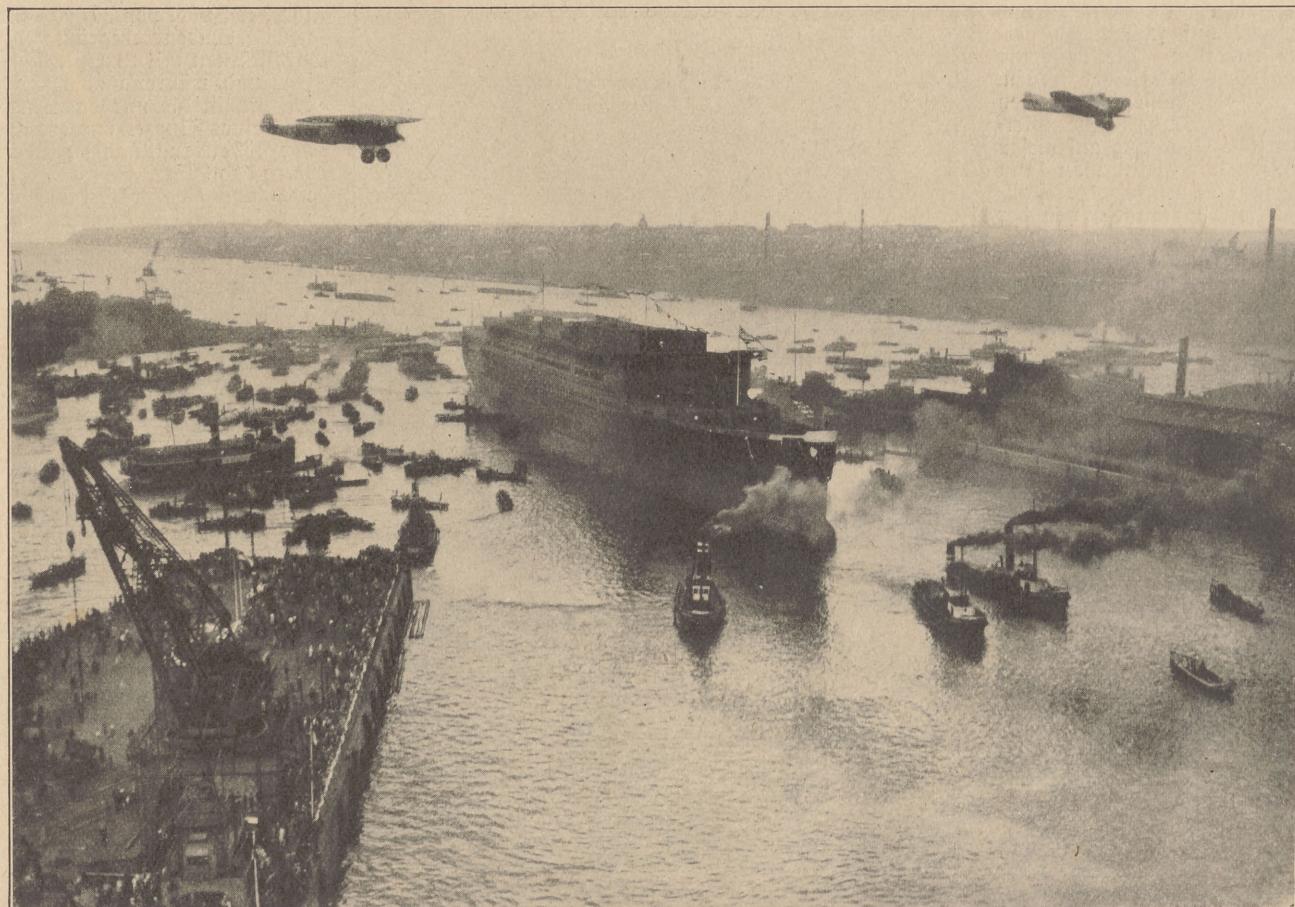
1. September 1928

Aus der Zeit für die Zeit

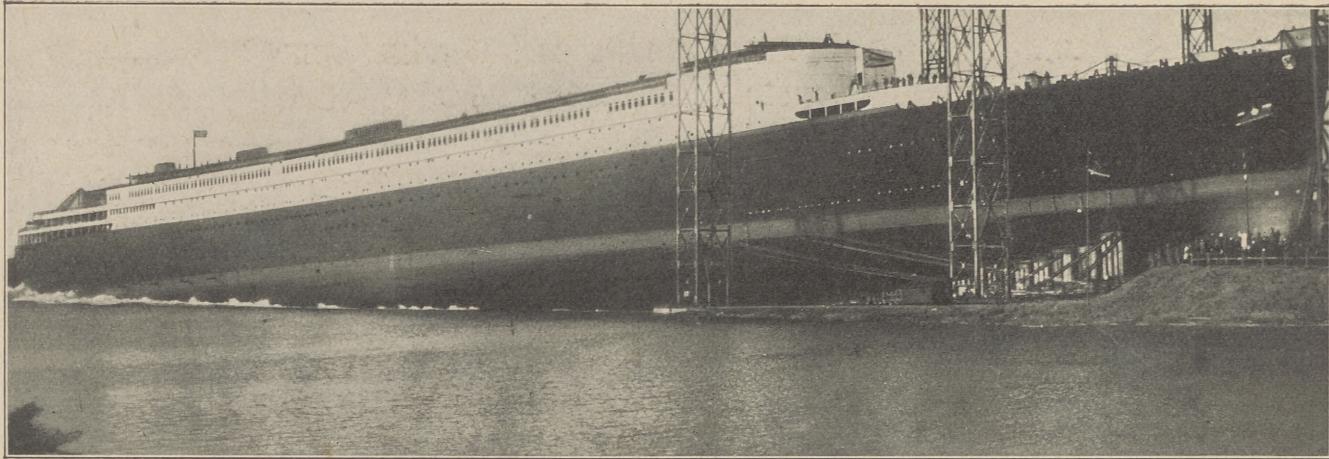
Stapellauf in Hamburg und in Bremen.

Die festlichen Tage, die unter der freudigen Teilnahme ganz Deutschlands Hamburg und Bremen am 15. und 16. August begangen haben, bezeugten unerhört eindrücksvoll, mit welcher Tatkraft unsere großen Schiffahrtsgesellschaften den Wiederaufbau der nach dem Kriege so gut wie vernichteten Handelsflotte betreiben. Wenn die beiden 46 000-Tonnendampfer „Bremen“ und „Europa“, voraussichtlich im Frühjahr 1929, in Dienst gestellt werden, hat die Flotte des

Norddeutschen Lloyds ungefähr den Tonnengehalt der Vorkriegszeit erreicht (Jan. 1928: 861 418 Br.-Reg.-Tons; 1914: 902 952 Br.-Reg.-Tons). Das ist, wie der den Stapellauf der „Europa“ vollziehende amerikanische Botschafter Schurman betonte, ein Wiederaufbau des Geschäfts, wie er einzigartig dageht, eine erstaunliche Glanzleistung. Beide Schiffe, die „Europa“ auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg, die „Bremen“ auf der Weser-Werft in Bremen, sind gut zu



Die „Europa“ nach dem Stapellauf im Hamburger Hafen. (G. Wolter.)



Längsansicht der „Bremen“ während des Stapellaufs. (H. Reil.)

Wasser gekommen, und der Jubel, der ihnen folgte, als sie die deutschen Ströme mit ihren haushohen Riesenleibern gewaltig teilten, war berechtigt. Galt es doch, 32 Millionen Kilogramm in Bewegung zu setzen und ihnen Richtung zu geben. Wie bei jedem Stapellauf waren auch hier die Schiffe mit Schlitten verbunden, die auf besondern, tief ins Wasser reichenden Bahnen glitten. Diese Gleitbahnen wurden mit ungeheuren Mengen von Tett und Schmierseife bedeckt, um die Reibung zwischen Gleitbahn und Läufer auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Sperrklöße und Seile halten das Schiff bis zu dem Augenblick, wo die flüssige Sekt am Bug des Schiffes zerschlagen wird. Die einsetzende Bewegung aufs Wasser zu wird durch eine hydraulische Preßvorrichtung unterstützt. Während das Schiff ins Wasser taucht, muß bereits gebremst werden. Zu diesem Zweck war der Schiffskörper z. B. der „Europa“ mit Schleppklößen aus Beton verbunden, die ein Gesamtgewicht von 300 000 Kilo hatten.

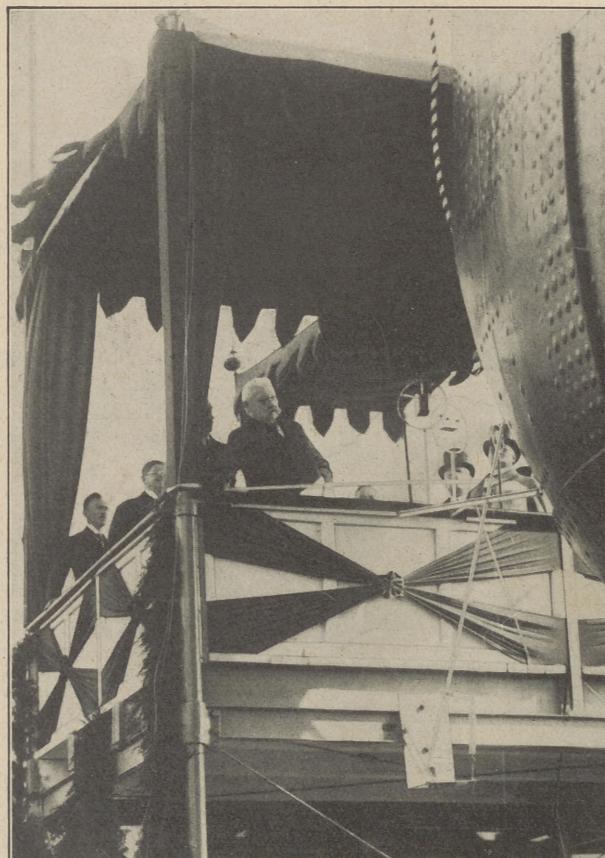
Die Schiffe, unterm größten, sind jetzt auf die Ausrüstungshöllwerke ihrer Werften geschleppt worden. Es ist noch fleißig an ihnen zu arbeiten, insbesondere fehlt noch die ganze Innenausstattung, auf die zum Besten der Reisenden von unseren Gesellschaften soviel Wert gelegt wird. Das Schiff, das über drei Klassen verfügt, soll den Reisenden neben der größten Sicherheit auch größte Behaglichkeit bieten. Er wird, wie Schurman sagte, auf diesen Schiffen vergessen, daß er auf dem Meere ist. Man rechnet damit, daß die Maschinen der beiden neuen Schiffe die Fahrtzeit zwischen Bremen und New York auf sechs, zwischen den Kanalhäfen und New York auf fünf Tage verkürzen werden. Die Besatzung wird etwa 1000 Köpfe zählen. Über 2000 Passagiere finden bequemen Platz. Eine wirtschaftliche Neuerung auf diesen Schiffen wird sein: man kann sich in einem großen Restaurant, sofern man sich von der allgemeinen Verpflegung fernhalten will, auf eigene Rechnung beköstigen und braucht somit nur den reinen Überfahrtspreis zu zahlen.

Es war eine Ehre für den Lloyd, daß der amerikanische Botschafter in Berlin nach Hamburg gekommen war, um die Stapellaufrede zu halten. Im Hamburger Hafen herrschte ein Gewühl von Fahrzeugen, viel bunter als auf dem Potsdamer Platz, und wer mit Fahrvorrichtungen nicht genau bekannt war, mußte sich höchst verwundern, daß sich dieser Wirrwarr nicht unglücklich und unauflöslich verſetzte. Aber sie kamen alle und bei schönstem Sonnenschein hinüber zu Blohm & Voss. Schade, daß die Feier selbst etwas allzu nüchtern verlief. Man braucht für solche Gelegenheiten nicht bloß Fahnen und Tannengrün, sondern auch Musik und Gefang. Diesen Schmuck kann die schönste und freundlichste Rede nicht ersetzen. Anders in Bremen,

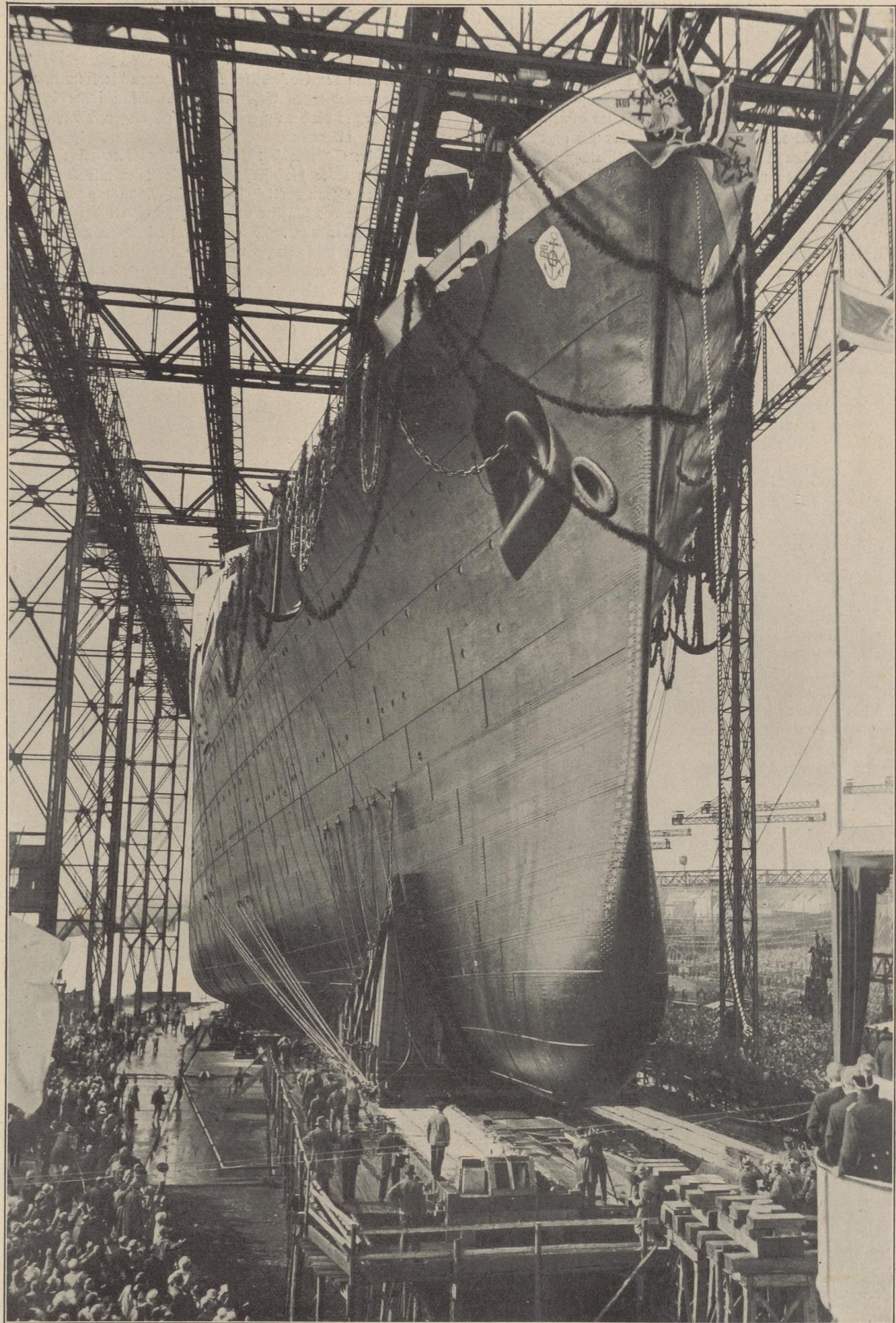
wo der Lloyd seinen Hauptsitz hat und wo der Reichspräsident dem Dampfer „Bremen“ die Ehre seiner Weihe erwies. Man fühlte, jedermann in der Stadt nahm teil. Bremen hat selten einen solchen Tag gesehen. In Autos, mit der Bahn, mit Pferd und Wagen und zu Fuß waren die Menschen zu Zehntausenden in die fahnenflatternde Hansestadt geeilt, und nachdem des Mittags Hindenburg am Bahnhof begrüßt worden war, setzte die unabsehbare und oft sich stauende Wallfahrt zur Weser-Werft ein. Was war da alles auf den Beinen! 50 000 Karten hatte die Werft ausgegeben, und ich glaube, es ist keine einzige unbenuzt liegen geblieben. Da kamen die jungen Mädel, frisch aus dem Büro, ihre Mappen unterm Arm. Schüler und junge Kaufleute rannten wie Marathonläufer im Wettkampf mit blaubemützten Arbeitern und Seeleuten. Alte Kapitäne, die sonst am liebsten hinter dem Spion saßen, hatten sich ihren blauen Anzug ausgebürstet und marschierten, mit der Frau am Arm, durch die nie so wie heute belebten Vorstadtstraßen. Wer praktisch war, ging zu Fuß. So kam man am schnellsten hinaus. Flotte Herren, die ihr Geschäft gut verstanden, schwitzten mit Haltung, in Cut und Zylinder. Alte Gehrocke, die grünlich schimmerten, mußten sich mit braunen Hosen vertragen, und die weiße Weste, die man in Berlin kaum noch als parlamentarische Redensart kennt: hier leuchtete sie, sogar über Bäuchen. Die trägt man noch vielfach in Niederdeutschland so gut wie die jungen Mädchen den Zopf.

Als Hindenburg unter Fanfarenläufen den Aufbau für den Redner bestieg, umbraute ihn der Jubel von 50 000. Die neue „Emden“ begrüßte den Präsidenten mit 21 Salutschüssen, und während eine Stille eintrat, in die nur das Knattern eines Flugzeugmotors aus der Höhe klang, nahm Hindenburg das Wort. Er sprach, fast noch aus eigener Erinnerung, von der ersten „Bremen“ des Lloyds im Jahre 1857, und es wirkte tief ergreifend, wie er in dem ruhigen Fluß seiner klaren und knappen Rede wohl vom Geschäft, von den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika mit guten Wünschen sprach, den Sinn des von ihm geweihten Feiertags aber in der alten und uns bitter nötigen Mahnung sah, „daß nur gelammerte Kraft und einiges Wollen uns den Wiederaufstieg und die Selbstbehauptung in der Welt verbürgen“. Damit schloß der erste Bürger Deutschlands seine Rede und nahm die Taufe vor, und während der Dampfer „Bremen“, glücklich wie am Tage vorher „Europa“, vom Stapel lief, sang die Menge das Lied Hoffmanns von Faltersleben, und es gab wohl keinen in der Masse, der so skeptisch oder stumpf gewesen wäre, sich nicht von der Gewalt dieses Augenblicks übermannen zu lassen.

Dr. Paul Weiglin.



Reichspräsident von Hindenburg tauft die „Bremen“. (W. Ruge.)



Die „Bremen“ läuft vom Stapel.
(G. Pahl.)

Deutschlands Interesse an den Vorgängen in China.

Von Major a. D. Otto Moßdorff.

Der deutsche Zeitungsleser hat in den letzten zwei, drei Jahren eine vielfach hochgehende und ebenso oft abebbende Welle von Nachrichten über Vorgänge im chinesischen Reich mit seinen 480 Millionen Menschen über sich ergehen lassen, die der großen Mehrheit trotz Zuhilfenahme der besten Atlanten bei den vielen unverständlichen und schwer auszusprechenden Namen kaum ein einigermaßen greifbares Bild der tatsächlichen Ereignisse und ihrer Bedeutung vermitteln konnten. Daneben haben sich Kenner der fernöstlichen Verhältnisse bemüht, den Kern der Zusammenhänge plastisch herauszuarbeiten. Die Gegner einer solchen breiten Behandlung der chinesischen Vorgänge mochten mit gewisser Berechtigung geltend machen, daß gerade Deutschland in den Jahren nach dem Kriege mit den auf uns einstürmenden, schwer lösaren innen- und außenpolitischen Fragen durch eigene Sorgen genügend belastet ist. Es wird noch zu zeigen sein, daß dieser Gedankengang gerade mit Bezug auf die Ereignisse in China nicht bis zum Ende durchdacht erscheinen muß. Oder war es nur ein an frühere glanzvollere Zeiten anknüpfendes Versfahren, wenn man China aus der Weltberichterstattung nicht ausschließen wollte, an jene Zeiten, wo Deutschland an den weltpolitischen und erdumfassenden Vorgängen als Großmacht unmittelbaren Anteil nahm? Das wäre Historie, Geschichte, mit rückblickenden Tendenzen, nicht aufbauende Politik mit vorausschauenden Zielen gewesen. Zudem konnte der heranwachsenden, vorwärtsstürmenden Jugend, der einmal die Zukunft gehören soll, die aber nur noch ein schwaches Erinnern an den Weltkrieg mitgenommen hat, eine lediglich historische Anknüpfung keine genügende Anregung geben, den Wert jener fernliegenden Dinge zu erkennen und zu verarbeiten.

Trotzdem bleibt es eine unumstößliche Wahrheit, daß das Problem China als Ganzes ohne den historischen Unterbau, der sich auf eine lange Reihe von Jahrhunderten gründet, kaum verständlich werden kann. Es muß daher Pflicht einer jeden, schriftlichen oder mündlichen Betrachtungsweise sein, immer wieder auf diese grundlegenden Stützen des Verständnisses hinzuweisen. Dann zeigt sich sehr schnell und einleuchtend, daß das schier Unfaßbare in sehr einfachen Linien zu erkennen ist. Dahinein gehört das Festhalten der kurzen Vorkriegsepoke von 1894 bis 1914, wo Deutschland in den fernöstlichen Entwicklungen sich zur Geltung zu bringen wußte. Man hat diese Epoche das „Zeitalter des Imperialismus“ genannt, womit jedoch keineswegs gesagt ist, daß etwa nach Ablauf jener Zeit der Imperialismus, das Streben nach eigener Machtweisung über die Landesgrenzen hinaus, aus der Welt verschwunden wäre.

Das Jahr 1894 bedeutet aber den Beginn der Weltpolitik überhaupt mit dem Aufstieg der japanischen Macht zur Weltmacht als Folge des Krieges gegen China und für Deutschland mit seinem Schritt im Jahre 1895 im Verein mit Russland und Frankreich gegen den Gebietszuwachs Japans auf dem asiatischen Kontinent. Die 1898 erfolgte Erwerbung des Kiautschou-Gebietes war Imperialismus. Um dieses Eingeständnis kommen wir nicht herum, wenn Deutschland auch heute noch guten Gewissens sagen kann, daß bei dieser Erwerbung die Pflege kultureller Ziele, wechselweise zwischen Ost und West, richtungsgebend gewesen ist und noch heute nachwirkend ihre greifbaren und sichtbaren Früchte trägt.

Damit haben wir schon einen tatsächlichen Vorgang, der noch aus der Vorkriegszeit zu uns herüberklingt und den es festzuhalten gilt, auch wenn man der Überzeugung ist, daß Ost und West sich niemals vermählen, wohl aber gegenseitig befürchten können. In China tritt uns eine hochwertige, jahrtausendalte Kultur entgegen, die uns jetzt den Eindruck der Stagnation macht, der wir aber von unserer rasch vorwärtsstrebenden westlichen Entwicklung vieles geben können, um dagegen tiefgehende Erkenntnisse des chinesischen Geisteslebens auf uns wirken zu lassen. Dazu gehört eine tiefes-

Besinnen in den Geist dieser Kultur, wozu die Kenntnis der Sprache unbedingtes Erfordernis ist. Man sollte deshalb weit mehr als bisher unserer Jugend nahelegen, die chinesische Sprache zu erlernen.

Als im Spätherbst 1914 das deutsche Kreuzergeschwader des Grafen Spee die ostasiatischen Gewässer mit Kurs über den Stillen Ozean verließ, schied Deutschland aus den Machtverhältnissen des Pazifik aus. Der Mehrheit der Deutschen kam diese bedeutungsvolle Tatsache erst bei dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges voll zu Bewußtsein, äußerlich mit erschreckender Deutlichkeit erkennbar durch das unerhörte und deshalb immer wieder zu brandmarkende Vorgehen der Engländer, als diese alle Deutschen, Mann, Frau und Kind, gewaltsam vom chinesischen Boden mit Einverständnis der schwachen chinesischen Regierung vertrieben. Durch diese, bisher in der Weltgeschichte unbekannte Zwangsmäßregel sollte dem machtpolitischen Zusammenbruch Deutschlands im fernen Osten nun auch noch die Beseitigung der deutschen Wirtschaftsbeteiligung in China hinzugefügt werden. Das Versailler Diktat nahm Deutschland mit Unterschrift und Siegel seine früheren Besitzungen und entwand ihm seine besonderen Vorrechte in der staatsbürglerlichen Stellung seiner Untertanen auf chinesischem Boden, in deren Genüge die „Sieger“ weiterhin zu bleiben gedachten. Deutschland sollte als Macht zweiten Ranges gebrandmarkt werden. Es zeigte sich ferner, daß Japan in weiser Zurückhaltung von den kriegerischen Vorgängen in Europa im fernen Osten in eine vorherrschende Stellung aufgerückt war und daß, da auch Russland am Boden lag, das pazifische Dreieck: Amerika — England — Japan machtpolitisch das entscheidende Wort zu sprechen hatte.

Die Entwicklung nahm jedoch einen anderen Weg, als die drei Gewaltigen gedacht und gewünscht hatten. Was Deutschland angeht, so mußte es sich in das Unvermeidliche fügen und bestätigte von sich aus nochmals in einem Sondervertrag mit China vom 20. Mai 1921, daß es auf alle früheren Vorrechte verzichtete, ein Verzicht, der sich später zu einem Vorteil entwickeln sollte, da Deutschland als erste fremde Macht in voller Gleichberechtigung dem chinesischen Volke gegenübertrat und infolge seiner machtpolitischen Schwächung nicht mehr in Verdacht geraten konnte, imperialistischen Neigungen zu huldigen. Man gewöhnte sich schnell in Deutschland daran, China mit anderen Augen als bisher anzusehen. Deutschland, durch Friedensdiktat und später aufgezwungene Abkommen seiner Souveränität weitgehend beraubt, mit zerrißenen und zerstückelten Grenzen, fremden und fremdrässigen Besatzungen auf Jahre hinaus im eigenen Lande, drückenden Kontributionen, fremder Kontrolle über die wichtigsten Staatseinrichtungen und einer aufgezwungenen Verminderung seiner nationalen Verteidigungsmittel bis zur Wehrlosigkeit, dieses Deutschland erkannte in China verwandte Verhältnisse, wo eine Jahrzehntelang betriebene Kanonenbootpolitik die Souveränität eines großen Volkes mit jahrtausendealter Tradition untergraben und durch ähnliche, ungleiche, weil mit Gewalt aufgezwungene Verträge in Sklavenfesseln gelegt hatte.

Und nun geschah das Epochemachende, das Unerwartete, daß dieses China, das mitangesehen hatte, wie sich die weiße Herrenrasse vier Jahre hindurch selbst zerfleischte, in seiner breiten, zähen Masse daran ging, im Innern die zerstörte Einheit wiederzuerringen, um dann nach außen als gleichberechtigter Staat mit den Mächtigen der Erde zu verhandeln. Seit dem Zusammenbruch des letzten chinesischen Kaiserreichs im Jahre 1911 war das Land innerlich nicht zur Ruhe gekommen. Ehrgeizige Militärführer stürzten es von einem Bürgerkrieg in den anderen. Seit 1917 war das Land in Nord und Süd gespalten. Fremde Eroberer waren bisher stets nach Norden über das Land geflüchtet. Jetzt nahm die innere Befreiung ihren Weg von Süden und erreichte in zwei knappen Jahren, von 1926 bis 1928, in raschem Siegeszug

das große Ziel der chinesischen Nationalisten, die Eroberung der alten Reichshauptstadt Peking und damit die Wiedervereinigung von Nord und Süd.

Es ist selbstverständlich, daß der innere Aufbau Chinas nicht in kurzer Zeit erfolgreich durchgeführt werden kann. Gewaltige Schwierigkeiten turmen sich vor den Organisatoren auf, erschwert noch durch das Verhalten der Mächte, die von der einstigen Herrlichkeit zu retten suchen, was noch zu retten ist, und im Fall Japan durch territoriale und wirtschaftliche Erwerbungen aus früherer Zeit mit dem ganzen Problem eng verbunden sind. In Deutschland verfolgt man das Werk der nationalen Befreiung Chinas aus naheliegenden Gründen mit viel Sympathie. Es ergab sich aus der Nachkriegslage Deutschlands, daß man sich von Regierungsseite große Zurückhaltung auferlegte und mehr beobachtete, als handelte. Dabei ist ein objektiver, realpolitischer Sinn gegenüber dem neuen China mehr angebracht als ein schwärmerisches Pothen auf frühere oder neue Freundschaften, da auch die chinesischen Nationalisten sich lediglich von Gesichtspunkten der praktischen Politik leiten lassen. Da es dem Engländer mit der gewaltamen Vertreibung der Deutschen aus China jedoch nicht gelungen ist, die deutsche wirtschaftliche Tätigkeit im fernen Osten auf immer zu unterbinden, so richtet sich Deutschlands

Interesse bei der Wiederaufbauarbeit der Chinesen vor allem auf die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen, um gegenüber den anderen Mächten nicht schlechter gestellt zu werden. Schwer genug ist es Deutschland zur Zeit gemacht, mit den anderen Mächten im Ausland auf wirtschaftlichem Gebiete zu konkurrieren, wenn auch die deutsche Qualitätsarbeit immer ihren Weg nach Übersee finden wird.

Das deutsche Interesse an den Vorgängen in China ist aus dem Gesagten unschwer zu erkennen. Noch bleibt eins zu bedenken, das auf die Höhen weltpolitischen Geschehens und weltpolitischer Zusammenhänge führt. Unsere Zeit hat ein so enges Verknüpfsein aller Teile der Welt mit sich gebracht, daß es nicht mehr angeht, die uns naheliegenden europäischen Verhältnisse und die Tendenzen der in Europa obwal tenden politischen Vorgänge gesondert für sich zu betrachten. Die Fäden ziehen sich wie auf kulturellem Gebiet von West nach Ost und Ost nach West. Bei der großen Schwierigkeit, diese wechselseitigen Beziehungen erkennen zu können, müssen wir gerade die Vorgänge im fernen Osten aufmerksam verfolgen, um vor Überraschungen, wie sie uns 1914 dort bereitet worden sind, in Zukunft sicher zu sein.

Schon manches Mal haben sich Kompensationen unter den Mächten im fernen Osten bei uns am Rhein bemerkbar gemacht.

Fechtmeister Schwalinger erzählt von Herrn Georg v. Frundsberg Zum 400. Todestage des Feldherrn nach gleichzeitigen Nachrichten und aus Bruchstücken einer alten Handschrift mitgeteilt von Fritz Martin Rintelen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts starb in Isny als Leiter einer Fechtsschule Meinhard Schwalinger aus Memmingen. Ein stürmisches Leben lag hinter ihm. In zwei kurzen Ruhepausen zwischen seinen verwegenen Fahrten ins Ungewisse hatte er als Schreiber der Abtei bei St. Elisabeth zu Memmingen und später im dortigen Augustinerkloster Aufzeichnungen für eine Beschreibung seiner Abenteuer gemacht. Die Schrift zeigt, daß er mit dem Degen besser als mit der Feder umging. Von der Säkularisationskommission wurde der schwer leserliche und lückenhafte Bericht unter anderen Schriften der Augustiner in Memmingen aufgefunden. Er erzählt vor allem von den Begegnungen Schwalingers mit Frundsberg: Es war am Frauentag in der Fasten, als wir nach Mindelheim kamen, mein Vater und ich, zu Herrn Georg von Frundsberg.

Dieser war, wie auch sein Vater, Ulrich von Frundsberg, meinem Vater sehr zugetan und war oft bei ihm in Memmingen in der Werkstatt, denn mein Vater war ein guter Waffenschmied und Harnischfeger. So hatte er auch zugerichtet ein seines Handrohr und einem Kürass neue Schnallen und Haken gegeben, die brachte er nun Herrn Georgen, weil dieser in den Krieg ziehen wollte. Und der Herr Georg sprach: „Läßt den Buben mit mir ziehen! Er soll bei meinen Sachen sein, und wenn er sich gut hält, soll es ihm auch gut gehen. Dabei kann er aufschreiben, was er hört und sieht.“ Das war so nach meinem Geschmack! Mein Vater aber rief: „Nehmt ihn hin und seht zu, ob aus ihm etwas zu machen ist, denn er ist schon neunzehn Jahre alt und tut daheim nicht gut.“ Ich selbst sagte leck zu Herrn Georg: „Ihr sollt mich immer treu und wahr finden. Meinen Dienst will ich versehen, so gut ich kann. Und geht es zum Raufen, so nehmt mich auch dazu mit!“

Landsknechte.
1534 gestochen von Hans Sebald Beham.

Nr. 49



Georg von Frundsberg. Gemälde von Chr. Amberger.

das aufgestellt worden ist in der Pfarrkirche zu Mindelheim in der St. Annenkapelle über der Begräbnisstätte der edlen Frundsberger.

Als Kaiser Maximilian gegen Karl, Herzog von Geldern, zog und die Stadt Lüttich bekriegte, zog mein Herr auch mit. Er nahm ganz ritterlich die Stadt Arneheim mit ein, während ich in Mindelheim war und auf frische Wölker harrte, die der Schwäbische Bund sendete. Herr Georg hatte mir die Stammrolle gegeben. Jährs darauf zog er nach Worms, wohin der Kaiser einen Reichstag ausgeschrieben hatte, von da nach Italien. Ich folgte ihm; mein Herr lag vor Bononia und hatte in der Schlacht tapfer gefochten, hätte auch beinahe den Papst Julius selbst fangen können. Wir rückten nun vor Mirandola, das sich meinem Herrn ergeben musste. Bei Vicenza aber kamen wir in harte Not, denn die Venezianer hatten die Pässe verlegt und bedrängten uns sehr. Ihr Feldoberster schickte einen Trompeter an meinen Herrn Georg, verspottete die ungarnische Kleidung unserer Lanzenknechte und ließ sagen: Wollt' er nebst seinen nackenden Deutschen die Waffe von sich ablegen, so wollte er sie mit weißen Stäben aus dem Land lassen passieren. Darauf mein Herr antwortet: Seine nackten Knechte, wenn sie nur einen Schoppen Wein im Magen hätten, seien ihm lieber als die Venezianer im Harnisch. Es stehe noch alles zum Glück. Viel Feinde, viel Ehre. Er wollte lieber hier ehrlich umkommen, als in Schande abzuziehen! So musste nun geschlagen werden. Es fuhr aber Herr Georg daher mit solchem Ungezüm, daß das Venezianer Fußvolk bald weichen musste und samt seinem Hauptmann die Flucht ergriff. Auf der Wasstatt blieben tot mehr denn 5000 Mann, dazu 400 Reiter und 26 Hauptleute. Es wurden auch 24 große Büchsen erobert und viele Kriegsfahnen, davon ich selbst etliche nach Mindelheim zu bringen hatte.

Dann starb Kaiser Maximilian, und Kaiser Karl ernannte Herrn Georg von Frundsberg zum Feldobersten und Obersten Hauptmann der Grafschaft Tirol. Es war damals Krieg mit den Franzosen. Die lagen vor Pavia. Mein Herr rückte dahin, die Stadt zu befreien. Er sagte zu seinen Soldaten: „Wir haben einen prächtigen Feind, aber sein Volk haben wir allewege geschlagen. Jetzt wollen wir unsere Freunde in Pavia von ihm erlösen. Wer einstimmt, hebe die

Hände hoch!“ Da haben alle die Hände aufgehoben, Hauptleute und Volk, und geschrien: „Du bist unser Vater! Mit dir Leib und Leben!“ So kam es zur Feldschlacht am Matthiastag 1525. Wir alle setzten unsere Hoffnung auf den Herrn Georg. Die Franzosen fochten tapfer unter ihrem König Franz. Dem wurde sein Pferd erschossen; er stürzte und mußte sich gefangen geben. Und das ganze Heer schrie: „Viktoria!“ Also war dieses Königs Hoffart durch den tapferen Frundsberg bestraft worden. Da wolle man nun bedenken, was alle Pracht und Stärke der Welt ist!

Weil aber der Papst Clemens VIII. auch gar höfältig geworden, rückten die Kriegsvölker gegen Rom. Das wurde in der Nacht gestürmt, und der Papst flüchtete durch einen geheimen Gang in die Engelsburg. Die Deutschen aber waren es, die mit Niklas Seydelsticker, Hauptmann und Prosoh, die Vorstadt und das Geschütz nahmen. In der eroberten Stadt hausten die Hispanier unmenschlich. Ich traf den Obersten Kaspar Frundsberg, meines Herrn Sohn, wie er einige junge Frauen beschützte.

Der Herr Georg war damals nicht dabei. Er ließ mich in jenen Tagen rufen und sprach: „Ich bin nicht wohl auf, und möchte einige Dinge nach Mindelheim bringen lassen. Du mußt sie mir dahin führen.“ Das tat

ich nach seinem Befehl; und als ich nach Deutschland kam, hörte ich dort schon allenthalben ein Lied singen, das einer zu Ehren des wackeren Herrn Georg von Frundsberg gedichtet hatte. Das habe ich denn mitgesungen von ganzem Herzen. Als aber ein Bürgersohn, des Hochmuts voll, in einer Trinkstube meinen Herrn lästerte, schlug ich ihn frisch aufs Maul.

Nach all diesem, als ich wieder in Memmingen war, wurde ich Klosterschreiber bei St. Elisabeth. Als das neue Jahr in die zweite Hälfte trat, erfuhr ich, daß mein Herr

Georg nach Mindelheim kommen wollte, und ging hin. Er war aber gar schwach und frank und hatte viel ausgestanden und sich über das Graubündner Gebirge bringen lassen auf sein Schloß. Und als er mich sah, war er freundlich und sagte: „Das sind die Früchte des Krieges. Drei Dinge sollten vom Kriege abschrecken, so lange es angehen mag: Das Unglück, in welches die armen Leute gestürzt werden, das böse Leben im Feld und hernach die Undankbarkeit.“

Herr Georg von Frundsberg hatte getan fünfzehn große Feldschlachten und zwanzig



Karl V. Landsknechte.
Holzschnitt Schäuffelins aus dem Trostspiegel.



Gefangennahme Franz' I. in der Schlacht bei Pavia.
Aus Joh. Ludw. Gottfrieds „Historischer Chronika“.

harte Gefechte, die er alle gewonnen. Als aber bei Ferrara Aufruhr entstand unter den Soldaten, weil kein Geld vorhanden war, und Herr Georg ihnen freundlich zugesprochen, hat doch nichts helfen wollen, also daß sie ihm nach dem Leben gestellt. Da wurde er über die Maßen erzürnt, und ging ihm das Geblüt auf. Er hat sich müssen niedersetzen auf eine Trommel und man hat ein Zeichen des Schlages an ihm gespürt, denn er war ein großer schwerer Mann und so an Gliedern stark, wenn er allein den Mittelfinger seiner rechten Hand ausstreckte, daß er damit den kräftigsten Mann, der sich steif stellte, vom Platz stoßen konnte. Wenn ein Pferd gelaufen kam, konnte er es sofort anhalten. Die großen Büchsen und Mauerbrecher konnte er allein mit seinen starken

Lenden von einem Ort zum andern führen, und auch wenn er vom Pferd stieg und mit seinen langen Schritten zu Fuß ging, konnte man ihm nicht wohl folgen.

Als er starb, fand es sich, daß er seine Güter an Kaufleute hatte verpfänden müssen. Er hatte Schulden und war ihm nie eine Ergötzlichkeit für seine treuen Dienste in seinem Leben geschehen. So verschied er den 20. August 1528 und wurde beigesetzt in seinem Erbbegräbnis zu Mindelheim. Gott habe seine Seele in Frieden! —

Mein Herr ist nicht der einzige Diener deutscher Sache, der in Betrachtung des Undanks der Welt dahingegangen ist. Ich zog ganz traurig von Mindelheim nach Memmingen zurück und dachte in meinem Sinn: „Was ist der Mensch?“ —

Der operierte Storch.

Bon W. von Zschlinski.

Kleine Ursachen — große Wirkung. Ein Buschmann schießt einem deutschen Storch einen Jagdpfeil durch die Muskeln. Der Storch wird gefangen, lernt Motorrad kennen, wird operiert, fährt in einem Kraftwagen, noch dazu in Gesellschaft seiner Gemahlin, und kehrt schließlich als gesund entlassen aufs heimatliche Nest zurück. Das alles klingt recht nach Jägerlatein oder Seemannsgarn und doch ist es eine pure Wahrheit. Alle Bewohner der Stadt Frankfurt an der Oder waren seit Wochen in Aufregung, von nichts anderem sprach man in Haus, Hof, Straße und der Elektrischen. Was macht der Storch? Ist er gefangen? Kommt er wieder aufs Nest? So schwirrten die Fragen. Wenn die Oder im Hochsommer Treibeis führt, das Interesse dafür könnte nicht größer sein, als diese Storchengeschichte, sagte ein Frankfurter. Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Die Störche kamen in diesem Jahre besonders spät zurück, vor allem der eine, und dieser brachte als sichtbares Zeichen seiner Afrikareise einen Negerpfeil mit. Der Pfeil saß im Muskelfleisch der linken Schulter, zwischen Flügelansatz und Hals. Die blanke Spitze sah am Rücken heraus. Aus der Brust ragte das abgebrochene Ende des Rohrpfeils. Die Tatsache sprach sich herum und reiste zum Handeln. Freiwillige der städtischen Feuerwehr wollten den Storch fangen, ein Arzt ihn von dem störenden Anhänger befreien.

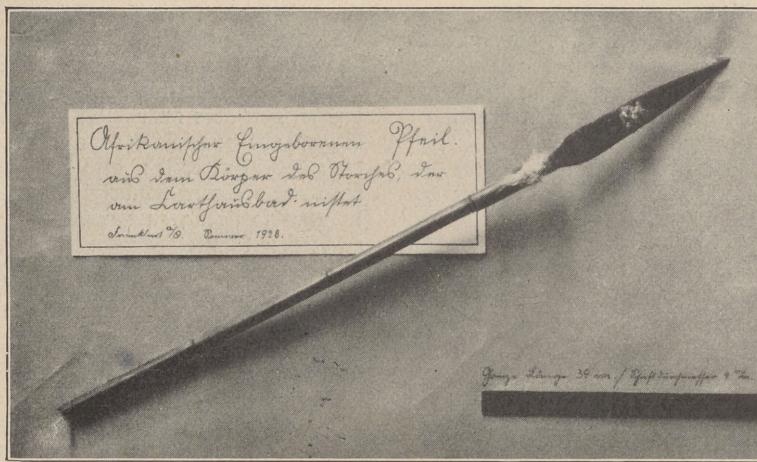
In dunkler Nacht sollte die Tat vollbracht werden, Feuerleiter, Netz, Jäger, Arzt standen bereit. Doch ein Windstoß ließ das Netz frühzeitig flattern, die Störche strichen wie Geister ab und verschwanden in der Dunkelheit.

Die Menschen aber ruhten nicht. Die Feuerwehr erfand eine sinnreiche Fangvorrichtung. Als sie am Schornstein, auf dem das Nest steht, angebracht wurde, sah der pfeiltragende Storch vom benachbarten Haussdach interessiert zu. Endlich war alles erneut bereit. Ein in einen starken Drahtbogen gespanntes Netz sollte durch Federkraft über den Störchen zusammenschlagen. Alles war wieder versammelt. Die Störche

säßen in guter Ruhe auf dem dunklen Nest, ab und an beleuchtete der Vollmond das Ganze. Da — als eine Wolke den Mond verhüllte — ein Zug an der Fangleine — ein

lauter Ruf aus der Menge: „Gefangen.“ Beide Störche überdeckte das Netz. Eilends wurde die Feuerleiter an das 18 Meter hoch stehende Nest gefurkt. Ein Feuerwehrmann stieg hinauf, nach endlos scheinenden Minuten erschien er wieder mit einem gefesselten Storch unter dem Arm — dem gesunden. Wieder stieg er hinauf und ins 2,50 Meter im Durchmesser messende Nest. Wieder erschien er mit einem Storch — dem verwundeten. Vorsichtig nahm ihn ein anderer

Feuerwehrmann unter den Arm, der gesunde wanderte in einen Sack. Zwei Feuerwehrleute bestiegen das Motorrad und in sausender Fahrt fuhren sie mit beiden Störchen zur Wache. Dort waltete der Arzt seines Amtes am Operationstisch. Nach kurzer Zeit war der Pfeil ausgelöst. Beide Störche wurden gründlich auf sonstige Verletzungen untersucht, doch ließ sich zum Glück nichts finden. Über Nacht wurden die Tiere in einem Duschraum auf Heu untergebracht. Am nächsten Morgen erklärt sie der Arzt für geheilt. Beide Störche wurden in ein Auto verladen und nach ihrem Wohnplatz gefahren und dort freigelassen. Der gesunde Storch suchte sofort das Weite, nicht ohne seiner Verachtung deutlich Ausdruck zu verleihen. Der operierte ging mit gravitätischen Schritten auf dem Platze herum. Er war entschlossen, im wahren Sinne des Wortes, aus dem Gleichgewicht gebracht. Durch nachlaufende Leute wurde er zum Fliegen gezwungen und strich dann über die Oder davon. Die ersten Tage mieden die beiden Freigelassenen das Nest. Eines Abends jedoch stand der eine auf dem Nest, nach dem Nesteln an den Operationsstellen zu urteilen, war es der Pfeilträger. Zwei Tage darauf erschien auch der andere. Jetzt stehen beide Störche wieder einträglich auf ihrem Nest, zur Freude aller Frankfurter. Die Störche wurden mit Ringen der Vogelwarte Rositten versehen. Der Pfeil ist der genannten Vogelwarte überwiesen worden.



Berufsberatung des Dahlemer

Die Fortbildung der Stenotypistin. In den schweren und unsicheren Jahren nach dem Kriege, als man durchaus nicht in der Lage war, Geldopfer zu bringen, sind die Töchter vieler Familien in die Laufbahn der Stenotypistin eingetreten, um möglichst schnell etwas zu verdienen und zum Haushalt beitragen zu können. Viele hatten schon gleich bei Beginn ihrer Tätigkeit den Wunsch und die Absicht, später umzusetzen, mehr dazuzulernen, andere kamen erst mit der Zeit, als sie sahen, wie schnell sich ihre Kräfte abnutzten, dazu. Es sind denn auch, sobald sich die Möglichkeit bot, ein

Studium zu wählen oder sich in einem der zahlreichen Zweige der Jugendpflege und der Fürsorge auszubilden, manche abgewandert. Wo jedoch die Geldverhältnisse es gar nicht erlaubten, da entstand der Wunsch, sich wenigstens weiterzubilden, um durch Sprachkenntnisse sowie andere in das besondere Fach der Betreffenden schlagenden Kenntnisse eine Stellung mit besserer Bezahlung, kürzerer Dienstzeit und vor allem befriedigenderer Ausnutzung der Gaben und Talente zu erreichen. Niemand wird leugnen, daß der Tag eines jungen Mädchens, das nur Stenogramme aufzunehmen und

nachher auf der Maschine zu übertragen hat, so anstrengend und so eintönig ist, wie in keinem anderen Berufe. Die Freude geht verloren in einer müden Gleichgültigkeit, wenn nicht das Streben nach Weiterbildung geweckt und gefördert wird, wenn nicht vor allem den jungen Mädchen klar wird, daß es durchaus nichts Geringes ist, eine wirklich gute Stenotypistin zu sein. Die Sicherheit beim Stenographieren und auf der Schreibmaschine ist doch nur der Anfang. Takt und gute Umgangsformen, den Kindern aus guten Familien selbstverständlich, müssen von denen einfacherer Kreise erst erworben werden, entbehrließt sind sie auf keinen Fall. Wie oft kann man die Klage von Herren der Finanz- und Handelswelt über die Seltenheit guter Sekretärinnen hören! Der Gedanke drängt sich auf, daß es Pflicht ist, unsere jungen Mädchen darauf hinzuweisen, daß eine gute, vertrauenswürdige Sekretärin mit Sprachkenntnissen sicher sein kann, einen gutbezahlten Platz zu finden.

In Berlin sind reichlich Gelegenheiten, Sprachstudien zu betreiben. Auch kann man als Gasthörerin auf der Handelshochschule an wertvollen Vorträgen über Volks- und Betriebswirtschaft, Rechts- und Steuerfragen usw. teilnehmen und so seine Bildung nach vielen Seiten vervollkommen. Zu warnen ist in gewissen Fällen davon, sich zu einem regelrechten Studium zu entschließen, wozu an sich eine abgeschlossene Lyzeumsbildung und die Ausbildung auf einer höheren Handelsschule im Verein mit vier Jahren praktischer Tätigkeit berechtigen. Es wird außerdem aber eine Ersatzreifeprüfung verlangt, die für jemand, der seit Jahren die Schule hinter sich hat, recht große Zeit- und Geldopfer bedeutet. Zu den Studiengeldern kommen nämlich in diesem Falle noch die Kosten für den Vorbereitungskurs zur Reifeprüfung, die nicht unerheblich sind, ferner Schulbücher und Hefte usw. Da entsteht dann doch die Frage, ob das Ziel — Handelslehrerin oder Diplomkaufmann — so große Opfer rechtfertigt, und ob man nicht durch den Besuch des Lettehauses oder einer anderen guten Handelsschule soviel Kenntnisse erwerben kann, daß man damit die Anwartschaft auf einen gut bezahlten Posten als Sekretärin gewinnt. Von der früheren Möglichkeit, sich einfach nur zur Lehrerin von Stenographie und Schreibmaschine auszubilden, ist keine Rede mehr, da nach den neuesten Vorschriften eine Anstellung als Handelslehrerin nur erfolgt nach dem auf der Handelshochschule bestandenen Examen.

In den kleineren Städten sind die Fortbildungsmöglichkeiten naturgemäß nicht so zahlreich. Die Sprachen wird man jedoch überall pflegen können, und wenn man in ihnen sicher ist, so hat man nicht nur die Aussicht, einen guten Posten zu finden; die innere Befriedigung, die das Weiterstreben verleiht, sollte auch nicht unterschätzt werden. Zudem sind in vielen kleineren Städten recht gute Volkshochschulen, durch deren Besuch die volkswirtschaftlichen und die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge den Lernenden klar werden, so daß sie anfangen, ihre eigene Tätigkeit, wie bescheiden sie auch sei, richtig einzuordnen, sich nicht mehr als Rad in einer Maschine zu empfinden, sondern als Mensch, auf dessen Leistungen es ankommt. Das öde Einerlei ihrer Arbeit wird durch den Gedanken geadelt, und der Weg zur inneren Befriedigung durch das Bewußtsein, Wertvolles zu leisten, wird frei.

Elisabeth Fries.

Die höhere Gärtnerlaufbahn. Für die höhere Gärtnerlaufbahn genügt einstweilen noch die Primareife des Gymnasiums oder der gleichwertigen Anstalten, doch ist es nur eine Frage weniger Jahre, daß Maturität verlangt wird. Gegenwärtig liegen die Verhältnisse derart, daß zunächst eine mindestens zweijährige praktische Lehrzeit in einem größeren Gartenbaubetrieb gefordert wird, der ein bis zwei Jahre Tätigkeit als Gärtnergehilfe folgen sollen. Es ist nützlich, wenn der Lehrbetrieb möglichst vielseitig ist. Die späteren Gehilfenjahre werden dann zweckmäßig in Spezialbetrieben zugebracht.

Die jungen Leute pflegen sich schon während ihrer Lehrzeit aus Liebhaberei für ein Sondergebiet zu entscheiden und werden demgemäß ihre Gehilfenstellungen wählen. Als Lehrlinge bekommen sie ein auskömmliches Taschengeld, und wenn sie beim Arbeitgeber wohnen, auch Kost und Unterfunktion unentgeltlich. Als Gehilfe ein Gehalt von monatlich 60 bis 70 Mark oder 15 bis 20 Mark bei freiem Unterhalt. Sie beziehen dann eine der höheren Lehranstalten für Obst- und Gartenbau in Geisenheim a. Rh., Dahlem bei Berlin oder

Pillnitz bei Dresden zu einem mindestens viersemestrigen Studium. Zur Ablegung der ersten Staatsprüfung aber werden zumeist sechs Semester benötigt. Die Umwandlung dieser Lehranstalten, die, abgesehen von ihren Namen, schon jetzt vollwertige Hochschulen sind, zu Hochschulen im Sinne der technischen und landwirtschaftlichen steht bevor. Nach dem Ruf seiner Lehrkräfte und des Aufbaues im allgemeinen gilt Geisenheim als spezifische Lehranstalt für Obst-, Wein- und Nutzgartenbau im allgemeinen, sowie für Kellerwirtschaft und Obst — Gemüseverwertungsindustrie, Dahlem für die künstlerische Seite des Berufes, Pillnitz für den Handelsgartenbau, also für Gewächshauskulturen u. dergl. Demgemäß pflegen im allgemeinen aus der erstgenannten Anstalt die Direktoren und Lehrer der niederen und mittleren Obst- und Gemüsebauschulen, die Lehrer für Nutzgartenbau an den landwirtschaftlichen Lehranstalten, die Lehrer ihres Gebietes an den landwirtschaftlichen Hochschulen und Universitäten, soweit sie landwirtschaftliche Abteilungen haben, die Dezernenten (Abteilungs-Vorsteher), Provinzial- und Kreisobstbauinspektoren hervorzugehen.

Die ehemaligen Besucher von Dahlem ergeben den Hauptteil der technischen Oberbeamten zur Verwaltung der öffentlichen Gartenanlagen oder sie lassen sich als sogenannte Gartenarchitekten nieder, die im Sinne eines Bauarchitekten private Gartenanlagen projektieren und die Ausführung überwachen oder auch selbst die Bauausführung unternehmen. Pillnitz ist zugeschnitten auf den Handelsgartenbaubetrieb, dieses Institut erzieht also den zukünftigen Besitzer oder Leiter großer Gartenbaubetriebe unter Glas. Diese Scheidung ist nicht so streng zu nehmen, als es nach dieser Darstellung erscheinen könnte. Es sind auch hervorragende Fachleute in einem anderen Gebiete hervorgegangen aus Anstalten, die nicht in dieser Weise ihr Sondergebiet haben. Zu warnen ist vor den süddeutschen Anstalten, weil der wissenschaftliche Stand geringer ist und ihre Absolventen nur in Süddeutschland angestellt zu werden pflegen. Dies ist der erste Abschnitt der Ausbildung, die etwa dem Referendariat der Juristen entspricht. Die bisherige Ausbildung reicht wohl für die Tätigkeit als eigener Unternehmer, also etwa als Baumshulenbesitzer, Samenzüchter, Handelsgärtner und Gartenarchitekt, auch als Beamter in mittleren und niederen Stellungen. Für die höhere Beamtenlaufbahn aber ist die erfolgreiche zweite Prüfung notwendig. Sie wird auf einem der drei Spezialgebiete abgelegt, nämlich für Nutzgartenbau, Handelsgartenbau oder Gartentkunst. In jedem Falle gehören dazu die wissenschaftlichen Nebengebiete der Botanik (Anatomie), Physiologie, Pflanzengeographie, Pflanzenkrankheiten. Voraussetzung für diese zweite Prüfung ist die bestandene erste, eine weitere mehrjährige praktische Tätigkeit, darunter zwei Jahre als Leiter eines größeren Gartenbaubetriebes. Diese zweite Prüfung muß vor dem 30. Lebensjahr abgelegt werden. Ist sie bestanden, wird dem Prüfling die Bezeichnung „Staatlich geprüfter Gartenbauinspektor“ verliehen. Das ist lediglich ein Prädikat, das etwa dem eines Diplom-Ingenieurs oder Assessors entspricht, zur Anstellung im höheren städtischen oder Staatsdienst berechtigt, aber keinen Anspruch auf Anstellung gewährt. Verlangt wird: schriftliche Arbeiten aus dem Arbeitsgebiet des Prüflings, die er ehrenwörtlich ohne fremde Unterstützung gefertigt haben muß, mündliche Nachprüfung und, wenn die höheren Anforderungen zum Lehramt erfüllt werden sollen, der Nachweis, daß der Prüfling sich über ein fachwissenschaftliches Thema in freier Rede aussprechen kann. Es mag noch hinzugefügt werden, daß die Aussichten für die beamteten, wissenschaftlich gebildeten Gärtner schlecht sind; da der Gartenbau in vieler Beziehung als Luxus betrachtet wird, hat hier der Beamtenabbau besonders stark eingesetzt und bei Ableben leitender Beamten ist, vielfach schon bei Kriegsbeginn, deren Stellung nicht wieder besetzt worden, sondern billigeren Kräften innerhalb des einzelnen Betriebes übergeben worden. Außerdem mag darauf hingewiesen werden, daß gärtnerische Stellen im allgemeinen schlecht bezahlt werden, außerordentlich hohe Anforderungen an Praxis und wissenschaftliche Vorbildung an den wirklich tüchtigen Fachmann gestellt werden, hervorragenden Leuten aber auch Ministereinfüsse zufließen. Aber unter 10 000 der wissenschaftlich gebildeten Gärtner bringt es kaum einer so weit.

Janson, Gartenbaudirektor.

Jugendleiterin. Zu unserer Berufsberatung in Nr. 44 siehe unter Familientisch, Seite 26.



Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

8.

Bei den ersten Worten, die er richtig erfaßte, horchte der junge Maler verwundert auf. Jählings ahnte er, was der stumme Gruß, den Anna Monikas Augen ihm zugewinkt, sagen gewollt, — und er war von Herzen stolz und froh darüber, daß Humboldt ihn auch in diese Stunde einbezog.

Was er hörte, klang gar anders, als er es an diesem Orte zu hören gewohnt war und erwartet hatte. Keine geistreich-gütige Belehrung wie so oft, — keine Erzählung von den langen Reisen mit ihren unerhörten Erlebnissen, ihren unerschöpflichen Funden, den unvergeßlichen Eindrücken der Fremde, keine Schilderung der unerforschten Urwälder Südamerikas und Russlands asiatischer Weiten boten die Worte des großen Forschers heute seiner jungen Schülerin, — sondern ein Herz.

Den Kalabreserhut der Malerjugend in der Hand stand Pitt, staunte und begriff verwirrt und erschüttert, daß er einer Beichte beiwohnte. Daß sie in seiner Gegenwart nicht abgebrochen worden war, dünkte ihn das Schönste und ehrendste Abschiedsgeschenk, das ihm Charlottenhof geben konnte . . .

Von den Pariser Tagen sprach am Abend dieses goldenen Herbsttages im Charlottenhofer Schlößchen der alte, einundsechzigjährige Gelehrte der vierzehnjährigen Anna Monika Lyngen, die ihre schöne Mutter kaum gekannt hatte.

Der Flieder lang vergangener Lenz im Luxembourg duftete, die Amsel sang noch einmal von der Spitze eines der Grabmonumente des Père Lachaise, — elegante Karosse der Restaurationszeit fuhren schöne Damen und glänzende Kavaliere die Boulevards hinab ins Bois de Boulogne, — unzählige, strahlende Wachskerzen warfen von Kristallüstern aus ihr Licht auf spiegelndes Parkett und tiefentblößte Frauenhälften, an deren Haut geschmiegte wunderolle, blaße Perlen atmeten, Juwelen blitzten . . .

Ein Märchen . . . !

Ein Märchen, aus dem die junggebliebene Erinnerung eines altgewordenen Herzens zitterte, das durch die Entzagung, die sein Teil gewesen, nicht verbittert war, sondern sich den Strom warmer Güte, der es durchpulste, allen Enttäuschungen zum Trost frisch und unvereist erhalten hatte.

Die Sterne standen schon am Himmel, als Annemone und Pitt aufbrachen. Schweigend gingen sie nebeneinander durch das raschelnde, weiche Laub am Boden den kurzen Weg zur Fasanerie. Wie herbstlich es roch . . . ! Von der Havel her wehte es kühl herüber, so daß Annemone fröstelnd den Schal um die kindlich schmalen Schultern zog.

Sie sprachen beide wenig.

Sannen ihre Herzen dem Märchen nach, dem sie heute abend gelauscht? — —

Nun waren sie angelangt.

Anna Monikas Hand lag auf der vom Herbsttau feuchten, eisernen Klinke der Gartentür. „Lebe wohl, Pitt. Ich wünsche dir alles Glück.“

„Leb' wohl, Annemone. Auch ich, — alles, alles Glück der Erde . . . ! Vergiß mich nicht ganz, hörst du?“

„Ach, — ich! Du hast es sicherlich bald leichter, uns arme Nordleute zu vergessen im sonnigen Süden . . .“

Sie lächelte. Und doch bebte ihre Stimme sacht.

Und dann war die Tür ins Schloß gefallen — —

Das Uhlendorfer Pfarrhaus stand mit der Giebelseite zur Dorfstraße. Und weil ihm hier die liebe Sonne tagaus, tagein von Süden her in die Fensterscheiben guckte, hatte Ehren Jakobus dort statt des dunkelfeierlichen Efeu einen echten Weinstoß gepflanzt, dessen Reben an den sorgfam geziimmerten Spalierparren bis unter das Dach kletterten.

Unter einem der beiden Südfenster des Erdgeschosses (im Prijow-Rönneselschen Familienkreise „die Weinlaube“, manchmal sogar „Italien“ genannt), stand das Näßtischchen der blonden Pfarrersfrau.

Es war an einem herrlichen Julinachmittag.

Emsig stichelnd saß Frau Anna Elisabeth an ihrem grünumrankten Lieblingsplätzchen. Sommerfäser summten durchs weit geöffnete Fenster hinein und hinaus, und vom Giebelstübchen über ihr drangen die Schritte eines Auf- und Abgehenden hinab. Frau Anne-Lise lauschte mit stillglücklichem Lächeln dem Knarren des Dielenwerks. Es tat ihr kund, daß der Uhlenfelder Pastor nicht mehr am Schreibpult saß, sondern bereits die fertige Sonntagspredigt memorierte.

Als sei ihr das Zauberspieglein des Märchens zu eigen, so lebhaftig sah die Frau Pastorin den Herrn Geliebsten vor sich: die noch tintenfeuchten Seiten des Predigttextes in Händen und der langen Pfeife beim Auf- und Abgehen gewaltige Rauchwolken entlockend.

Gleichzeitig blickten ihre lieben Blauäugten, die auf dem winzigen Häubchen zwischen den fleißig säumenden Fingern ruhten, in eine nahe Zukunft hinein, die dicke Strampelbeinchen und Pausbacken besitzen würde, — und die, obwohl noch nicht einmal richtig vorhanden, doch schon gebieterisch in ihr Leben eingriff, sie zum Beispiel hinderte, am heutigen Rosenfest in Charlottenhof teilzunehmen.

Ein herzbrechender Seufzer zitterte durch das stille Zimmer. Erschrocken blickte Frau Anne-Lise sich um.

„Was ist? — Warst du das eben, Annemaus?“

Die Zehnjährige, die sich in „Italiens“ zweiter Fensterscheibe mit Lumpel vergnügte, nickte ernst. „Es war mein Herz, das seufzte!“ verkündete sie pathetisch und legte gewichtig die braunverbrannte Mädelhand auf die „seufzende“ Stelle. „Warum ist man bloß erst zehn Jahre alt! Es ist furchtbar!“

Sie trat neben die Schwester und sah in drolliger Spannung zu ihr auf. „Tut es denn dir nicht auch leid, nicht dabei zu sein?“ forschte sie.

Frau Anne-Lise legte das fertige Häubchen in eine kleine, feinbojierte Tischruhe, die neben dem Arbeitskorbchen stand. Zärtlich strichen ihre Finger noch einmal ganz lind über das spitzbesezte Dingelchen aus feinstem, selbstgewebtem Leinen.

Sie lächelte versonnen.



Der wilde Jäger. Scherenschnitt von Fritz Boldt.

„Nein, Annekind! Kein bisschen! Ich bin am liebsten hier.“

„Ach, du!“ Das jüngste Fräulein von Prijow zog ein Schmollschnütchen. „Mit dir kann man sich nicht mehr verstehen!“

Frau Anna Elisabeth lachte herzlich.

„So? Das ist betrüblich! Arme, unverstandene Schwesterseele!“

Sie stand auf und griff nach dem Schlüsselbund. „Aber in Punktio Honigbrot verstehen wir einander noch immer, — oder nicht?“

Annchen Prijow machte einen kleinen Luftsprung, derweil die zur Faust geballte Rechte einen verzückten Kreis auf der Magengegend beschrieb. „Honigbrot? Fein!“ Die Schelmäugen leuchteten. „Hast du gehört, Lumpel? Alter Kostverächter . . .“

Sie gab dem verständnisvoll Wedelnden einen derben Liebkosungsklaps, lief auf die große Schwester zu und hängte sich bei ihr ein.

Alles neidvolle Gedenken an Annemarie und Annemone, die beiden Glücklichen, war vergangen.

Alljährlich im Juli ließ das Kronprinzenpaar Einladungen zum „Rosenfest“ in Schloß und Park Charlottenhof ergehen, zur Erinnerung an jenen Sommerabend Anno 27, an dem die Königliche Familie im kleinen Kreis geladener Gäste zum ersten Male hier geweilt hatte.

Immer wieder war alles, wie es damals gewesen: über die Terrasse waren Belarier gespannt, die Springbrunnen plätscherten, und die Rosen blühten . . .

Draußen, im sommerlichen Park, vergnügte sich die junge Welt, promenierte und schwärzte. Drinnen, im Gartensaal, dessen Fenstertüren weit offen standen, saß die „Tafelrunde von Charlottenhof“ um den ovalen Tisch. Die über seine spiegelnde Mahagoniplatte gebreitete Kanevasdecke war in ihren verschiedenen Feldern von der Hand keiner geringeren Madelskünstlerin als der Kronprinzessin selbst ausgestickt worden.

Auch jetzt stand neben ihrer Teetasse das zierlich geflochtene Körbchen mit Knäueln und Docken bunter Garne, und die zarten, fleißigen Finger hielten während des Plauderns Nadel und Faden und eine neuangefangene Arbeit.

Ein rotbunter Zwerglori, der besondere Liebling der Prinzessin, hatte seine freistehende Stange verlassen und war auf den Tisch herübergefletzt. Fliegen konnte der allerschönste, kleine Kerl nicht, da ihm die Flügel gestutzt worden waren.

Sehr vorsichtig und in drollig wirkender, scheinbarer Unbeholfenheit spazierte er zwischen den Schalen, Kännchen und Tassen herum, bis er glücklich bei der Zuckerdose angelangt war. Zufällig lag der Deckel nicht auf, so daß „Lori“ sich sein Stückchen bequem herausholen konnte. Mit dem weißen, süßen Steinchen im Schnabel watschelte er langsam rückwärts auf die Tischkante zu, um von dort aus seinen Stangenfisch zu gewinnen und seinen Raub behaglich aufzuknabbern, da baute sich ihm in Gestalt eines aus dem Stoffkörbchen gerollten, leuchtend grünen Wollknäuels eine arge Versuchung in den Weg.

Richtig, er vermochte nicht zu widerstehen . . .!

Kronprinzessin Elisabeth mußte eingreifen, um ihre Wolle zu retten, und der gefiederte Racker flüchtete zeternd ohne Knäuel und ohne das gleichfalls in Stich gelassene Zuckertüschchen auf sein Retiro.

Der kleine Vorgang hatte viel Heiterkeit ausgelöst.

Noch lächelnd, trank der Schloßherr seinen Tee vollends aus und hielt die zerbrechliche, hauchdünne Porzellanschale seiner Frau hin, die in eigener Person die Wirtin mache und den goldhellnen Trank des fernen Ostens eintheilte.

Behaglich zurückgelehnt, sah er ihr zu. Er selbst neigte seit einiger Zeit zur Fülle, sie aber war mädchenhaft schlank und hold geblieben.

„Was meinst du, Elise, wenn ich drüben, zwischen Sanssouci und dem Belvedere, den Mediceepalast vom Monte Pincio erbauen lassen würde? Unsere Orangerie drüben bei den Römischen Bädern‘ ist doch eigentlich recht bescheiden und praktisch viel zu klein!“

Ein leises Erschrecken flog über das Gesicht der fürstlichen Frau. Sie liebte die schlichte „Villa Albani“. So viele glückliche Stunden hatte man dort verbracht! Anderseits lockte der Plan, den stolzen Palast, von der italienischen Reise her unvergleichlich geblieben, in märkische Landschaft zu

verpflanzen, ihre den Gatten immer verstehende Seele, die nur zu gut begriff, wie sehr ihn der Vorwurf fesseln mochte. Nur . . .

Friedrich Wilhelm las ihr die unausgesprochenen Bedenken vom Gesicht.

„Heute und morgen können wir uns das noch nicht leisten; du hast sehr recht, die Stirn in tadelndem Zweifel zu falten! Vorläufig sind das alles noch Chateaux en Espagne! So gut wie die Villa d’Este, — die von Tivoli, entfindest du dich noch des unvergleichlichen Eindrucks? —, auf unserem braven Pfingstberg.“

Er seufzte. „Hesses Entwürfe und fast noch mehr Blechens herrliches Bild haben meine Wünsche, immer mehr Italien um mich zu haben, schier unbezwunglich gemacht. Und vielleicht kommen doch noch Zeiten, wo man die Verwirklichung derartiger Pläne verantworten kann!“

Graf Pückler, der aus Muskau zu Besuch weilte, hob seine Teeschale, als sei sie ein Weinglas und er im Begriff, einen Trinkspruch auszubringen. „Möge Preußen dieses augusteische Zeitalter beschieden sein!“

„Unter einem Monarchen, der Fürst und Genie zugleich ist!“

Wie erschrocken über die eigene Kühnheit schwieg der Sprecher, — wohl der jüngste der Tafelgesellschaft; ein Danziger, der mit seinem Freunde, dem trotz seiner Jugend schon rühmlichst bekannten Architekten Rudolf Rakenius, Pläne zur Restaurierung der Marienburg überbracht und wie dieser als ganz besonders huldvolle Auszeichnung eine Einladung zum „Rosenfest“ erhalten hatte.

Friedrich Wilhelm nickte ihm jedoch gütig zu. „Ihr Enthusiasmus ist mir eine Freude, Herr zur Linde!“

Mit feinem Lächeln wandte er sich zu der Prinzessin. „Was meinst du indes, Elise, — ist es nicht unrecht, dieses schöne, jugendliche Feuer hier oben in unserem Zirkel gesetzter Weisheit gefangenzuhalten?“

Er blätterte in den Park hinunter. „Gehen Sie ruhig auch ein wenig lustwandeln, Herr Regierungsbauassessorius! Sie haben Urlaub! Nachher, zum näheren Besprechen der Baupläne, werde ich Sie und auch Herrn Rakenius rufen lassen!“

Gerhard zur Linde schob seinen Stuhl zurück, verneigte sich mit ein paar gestammelten Worten gegen die Gesellschaft und schritt ins Freie hinaus.

Die Blicke der Zurückbleibenden folgten ihm.

„Wird seinen Weg machen! Ein anslägiger Kopf und ein nobler Charakter!“ meinte der Kronprinz wohlwollend.

Graf Pückler neigte sich seinem Tischnachbarn, dem Umgestalter der Königlichen Parks, Lenné, zu. „Aber furchtbar eilig hat er’s gehabt, fortzukommen!“ flüsterte er und zwinkerte mit lächelnd gekniffenem Mund auf die Teetasse des jungen Danzigers hin. „Nicht mal ausgetrunken hat er! Als ob es ihm alle Tage passierte, daß ihm eine Königliche Hoheit kredenzt!“

Alle hatten es gehört. Und alle lachten.

Nur der Uhlenfelder, als „Gutsnachbar“ mit seinem zweitältesten Mädel — wie auch sein Schwager, der Fasanieremeister, mit seiner Einzig — unter den Gästen, lachte sozusagen nur auf einem Auge und wußte im stillen nicht recht, ob er nicht etwa auf dem anderen weinen sollte.

Die Prophezeiung des Thronfolgers in Ehren . . .

Auch er war durchaus der Meinung, daß der junge Mann tüchtig in seinem Fach war, und auch er glaubte gern, daß der jetzige Bauassessorius es ganz hübsch weit bringen könnte. Aber ja! Und ein anständiger Charakter war er auch! Auch das zugegeben!

Hatte zudem vor Jakobus Rönnesfeld, bei aller Wertschätzung des Gatten seiner Anne-Lise, unbestritten voraus, daß er nach Geburt und Namen ein Edelmann war, wenn auch leider Gottes kein Landgesessener auf eigener Scholle, sondern „nur“ wohlbestallter Beamter einer Königlich Preußischen Regierung.

Aber . . . aber . . .

Wenn man hier nicht unbedeckten Hauptes an seines künftigen Monarchen Teetisch gesessen hätte, so hätte man gern die Mühe aus der Stirn geschoben und sich vor lauter Gedankenbeschwerde den diabolischen Junkerkopf ein bisschen gekraut. Da, wo die Haare aufhörten und die Gläze anfangen . . .

Denn, — Deubel, Deubel noch mal: Danzig war ein mächtiges Stück weit weg von Preußisch-Berlin! Und die Jöre, die Annemarie, war noch so jung! Knapp siebzehn!

Des Uhlenfelders ahnungsvolle Gedanken gingen keineswegs in verkehrter Richtung. Sicher und schnell, als trüge er einen wegweisenden Magneten in der Tasche, hatte Gerhard zur Linde sich inzwischen zu dem Heimatgenossen und Freunde hingefunden, der auf einer Bank am nahen Drußusteiche saß, — links neben sich die dunkle Anna Monika von Lyngen, rechts die blonde Anne-Marie von Prizow.

Schräge Sonnenstrahlen woben eine Lichtbrücke über das stille Wasser, in dem sich das betörende Bildecho des Schinkeltempels mit Terrasse, Gärlein und der Pergola spiegelte.

Blühende Rosen, dunkler Efeu und wilder Wein, in dessen Grün sich schon die allerersten roten Blätter dräng-

staunt. „Ich bleibe natürlich hier! Kenne die Thermen längst!“ behauptete er mit so unverstörenem Gesicht, daß der auf einem Bronzelöwen reitende Cupido auf der Uferbrüstung des jenseitigen Plateaus vor Vergnügen in sich hineinlächelte.

Die zweite Lüge innerhalb der kurzen Unterhaltung, — stellte er in seinem Bronzeherzen befriedigt fest. So wenig Annemarie Prizow im mindesten müde war, so wenig entsprach der Wahrheit des Assessors Behauptung, die „Römischen Bäder“ schon gesehen zu haben.

Sehr gut . . . ! Das Paar bedurfte demnach kaum noch der Götter heimlich waltender Hilfe . . . ! Und man konnte



Christus erscheint den Jüngern. Gemälde von Martin Brandenburg.

ten, quollen über die Ufermauern hinab, schleppten tief ins Wasser hinein. Und schwarze, sonnengoldumzitterte Lebensbäume verschatteten den stillen Hof, machten Trug vollends zu Traumwahrheit, zauberten Land Italia vor die trunkenen Augen.

Rudolf Rakenius sah zu dem Ankömmling auf. „Einen Augenblick später hättest du uns hier nicht mehr angetroffen, Gerd! Baroneß Lyngen wollte gerade die Freundlichkeit haben, uns, das heißt mir, die eigentlichen Thermen zu zeigen, die von hier aus nicht sichtbar sind. — Kommst du mit oder hast du sie schon gesehen?“

Gerhard zur Linde blickte die blonde Nachbarin des Sprechenden an. „Das kommt auf Fräulein von Prizow an . . .“ sagte er zögernd.

Ein blitzschnelles, scheues Leuchten huschte aus den Blaualben zu ihm hin. Dann senkten sich die Lider. „Geh nur ruhig allein!“ winkte Annemarie ihrer Base, die schon aufgestanden war, zu. „Du weißt drüber ja viel gründlicher Bescheid und kannst also besser führen. Ich bleib' derweil hier sitzen und warte auf euch, — es ist so hübsch hier! Und außerdem bin ich müde.“

Zum zweiten Male flog ein flüchtiger Blick zu dem Regierungsassessor hin. „Machen Sie nicht gar so lange, Herr zur Linde!“ bat sie leichthin, den an geknüpften Bändern sacht am Arme schaukelnden Hut hin und her wiegend und das von sorgsam gedrehten Blondlocken umstrudelte, blühende Gesicht ein wenig schief zur Seite geneigt, wie um der Blendung durch die Sonnenstrahlen zu entgehen.

„Ich?“ Der Assessor tat nicht minder scheinheilig er-

sein ungeteiltes Augenmerk den anderen beiden jungen Leuten zuwenden, die eben dort an der Wegbiegung im Grün verschwunden waren. —

In der Tat empfand Rakenius nur wenig von dem Wunder einer verschüttet gewesenen, zu neuer Wirklichkeit gewordenen Welt, durch die er an Annemones Seite schritt, sondern fühlte statt dessen immer inniger, immer ausschließlicher die beglückende Gegenwartsnähe des dunkelhaarigen, schönen Mädchens neben sich.

Schwang nicht auch in ihrer Stimme leises, herzjitterndes Leben, das anderem galt als den Erklärungen der in der Arkadenhalle auf hohen Postamenten stehenden, beiden Gipsabgüsse berühmter Antiken: „dieses die Venus von Capua, die das Gewand zum Baden sinken läßt, — jenes eine Kopie der Diana von Versailles?“

Lag nicht in ihrem Blick, den sie durch die breite, von zwei Säulen aus dunkelgrünem Marmor getragene Fensteröffnung aus der Arkadenhalle mit ihrer Bronzestatuelle der sterbenden Amazonen und ihrem Kamin in ägyptischem Stil, — einem Geschenk des Zaren —, hinüber ins Atrium schickte, scheu verhaltener Mädchensehnsucht?

Nein, er sah wenig von dem heimlichen Zauberreich, in das er nun eintrat, er blickte auf die schmale, blassen Mädchenvase, die über den kühlen, grünen Marmor der Wände strich und, er irrte sich nicht, in heimlicher Erregung leise bebte.

Nun sprach sie.

„Italien ist schön . . .“ Ihre Stimme klang wie eine dunkeltonige Glocke aus verwunschenen Waldsees Tiefen. „Man begreift, daß es die Herzen gefangen nimmt . . .“

Wie nachdenklich hatte sie es gesagt! Ein ungestümer Drang, diese weiche, dunkle Stimme jubeln, die ernsten Augen aufzuleuchten zu machen, überkam ihn. Er konnte nicht länger schweigen! . . .

Seine Augen ruhten zärtlich auf dem ihm halb abgewandten, jungen Gesicht. „Italien ist wohl schön, Baroneß!“ antwortete er, und auch seine Stimme zitterte. „Aber Heimat kann es deutschen Herzen nie werden! — Käme ich aus Rom oder aus Florenz statt aus der alten deutschen Stadt an der Weichsel, ich würde kaum wissen, wie den Mut aufzubringen, Sie zu bitten, um meinetwillen die Heimat aufzugeben! Danzig aber ist deutsch, Anna Monika! . . . Und wenn ich dir auch keinen Adel zu bieten habe, glaub' mir, das alte Patrizierhaus der Rakenius' führt sein Bestehen nicht minder stolz als manch adlig Geschlecht das seine auf Jahrhunderte zurück . . .“

Er brach ab. Annemone hatte ihm ihr erblaßtes Gesicht zugewandt. „Herr Rakenius, — mein Gott! Gab ich Ihnen denn Anlaß, zu glauben, — zu hoffen . . .“ Eine rote Welle stieg langsam in ihre Stirn. Hilflos und verwirrt schwieg sie.

Auch er war bleich geworden. „Beruhigen Sie sich, Baroneß!“ bat er. „Ich bitte Sie inständig! Und — verzeihen Sie mir. Ich, ich nahm aus meines eigenen Herzens Sehnsucht heraus an . . . Verzeihen Sie mir, bitte, meine Torheit!“ bat er noch einmal und griff nach ihrer Hand. „Sie sind noch so jung, Anna Monika! Ihr Herz schlafst noch! Ich will warten, bis es einst erwacht sein wird . . .“

Sie entzog sich ihm mit sanfter Bestimmtheit.

„Nicht so, lieber Freund!“ sagte sie leise. „Mein Herz

war schon wach, bevor Sie zu uns in die Mark kamen . . .“ Ihr feines Gesicht brannte bei dem tapferen Bekenntnis in roter Glut. Doch die Augen schlug sie nicht nieder.

Rudolf Rakenius dagegen senkte die Stirn. Sein Traum war aus. — — —

Abendkühle schauerte vom Marmor der Säulen und Wände her. Das Licht, das eben noch einen letzten Reflex als golden zitternden Schimmer auf den Estrich geworfen, war erloschen.

Schweigend schritten die beiden jungen Menschen, denen der kleine bronzen Liebesgott so viele gute Wünsche auf den Weg mitgegeben hatte, diesen selben Weg zurück. Ach, sie waren ohnmächtig geworden, die holden Götter der Alten! Toter Schein war ihre Wiedergeburt im Schoße einer effektivistischen Kultur . . .

Im Uhlendorfer Gutshause aber feierte man noch am selben Abend im engsten Familienkreise die Verlobung von Malte Prikows Zweiter mit dem Königlichen Bauassessorius Gerhard zur Linde.

Auch dieser Tochter brauchte die Mitgift nicht gleich bar mitgegeben zu werden. Die Nachbarn meinten, der Uhlenfelder habe ein geradezu unverschämtes Glück mit seinen Marjellen, und Danzig, i, du mein Gott, das läge ja auch nicht auf dem Monde, sondern glücklicherweise noch in Preußen! —

Mit dieser Argumentierung tröstete sich denn auch sein Vaterherz. Die Hauptsache war und blieb schließlich, daß seine Mädels glücklich würden! —

(Fortsetzung folgt.)

Dalekarlien. Von Ortrud Freye.



Festliche Kahnfahrt in Kirchbooten auf dem Siljansee.

Nur wenige Landschaften gibt es in Europa, die noch nicht von der Industrie berührt sind.

Da, wo in Schweden die Eiche aufhört, am Dalälven, liegt Dalekarlien (zu deutsch „die Täler der Kerle“, doch schwedisch Dalarna, d. i. die Täler), das „Alt-Schweden“ mit dem herrlichen Siljansee, den wehmütigen Landschaftsbildern und dem freiheitsliebenden schwedischen Stamm, der hier schon vor mehr als tausend Jahren ansässig gewesen sein soll. Diese urwüchsige, rein blonde Bevölkerung (die Dunklen stammen von den aus dem 16. und 17. Jahrhundert ins südliche Bergwerksgebiet eingewanderten Wallonen und Deutschen ab) spricht einen altermüthlichen Dialekt, der mit der schwedischen Reichssprache des Mittelalters übereinstimmt. Je höher nach Norden man kommt, desto fremder klingt die Sprache, die nicht einmal das Wörthen „Sie“ hat. Aber die Dalekarlier entbehren es leicht, da sie sogar zu ihrem König Du sagen.

Obgleich durch die dalekarlischen Dörfer das Wort

der Neuzeit leise erklingt, halten die Bewohner doch noch an ihren alten Gebräuchen und Trachten fest. Noch! Wenigstens sieht man an Sonntagen Männer und Knaben in den hohen steifen Hüten, den gelben ledernen Kniehosen und den langen weißen oder blauen Röcken ernst in die Kirche schreiten oder beim Tanze sich würdevoll mit der Kulla (d. i. die Dalekarlierin) nach dem Takte der Geige drehen. Noch bewahren die verschiedenen Kirchspiele die strengen Regeln hinsichtlich der Kleidung und aller Einzelheiten, der Farben und des Schnittes der weißen, kurzen winterlichen Pelze. Gelbe Schürze bedeutet in diesem Dorfe Trauer, in jenem wird die grüne an den minder hohen Festtagen getragen: ein allgemein gültiger Kalender schreibt die Kleidung der Frauen an den Feiertagen vor. Bunt ist die Tracht der Kulla, und die Enden der feuerroten Bänder, durch die Zöpfe geflochten, zu den Farben der Strümpfe passend, flattern manchmal hoch im Winde, doch nie die gelben Zöpfe,



Hinter dem Stoßschlitten.

denn diese liegen wie ein Kranz fest auf dem Kopfe. Es ist ein richtiges Kunstwerk, und manche moderne Frau, die dazu lebt, um ihren Körper mager zu erhalten, und deshalb den Tag über Gymnastik und Punktrollerarbeit betreibt, würde sich bei diesem Anblick verwundert fragen, woher die Kulla die Zeit dazu aufbringt. Aber die Haarkunst gehört zur Dalekarlierin. Soll doch schon die Kulla vor Jahrhunderten mit ihren Haararbeiten Europa und den Orient bereist haben (vermutlich waren auch in Rom ihre schönen goldenen Haare begehrte, so heißt es mit Recht in Kleists „Hermannsschlacht“: „Die schmu'gen Haare schneiden sie sich ab und hängen unsre trocknen um die Platte“). Dazu kam, daß die Kulla nicht nur wegen ihrer Sprachkenntnisse eine geschickte Dolmetscherin war, sondern auch kaufmännisch ungewöhnlich tüchtig und dabei sparsam wurde und heute noch ist, Eigenschaften, die in Schweden wenig verbreitet sind. (Wie sehr man das selber fühlt, beweist die heutige Einrichtung der Stockholmer Banken, die den Schulkindern Sparkassenbücher mit je zwei Kronen schenken und die Lehrer als Verwalter der von den Kindern gesammelten Geldstücke einzusetzen. Am sogenannten „Jahressparsamkeitstag“, dem 31. Oktober, muß dann jeder etwas auf die Bank einzahlen.) — Aber auch die Männer von Dalekarlien und besonders die aus der Ortschaft Mora (Mora ist ein mit Tannen bewachsenes Tiefland) am Siljansee haben sich seit urdenklichen Zeiten durch Begabung und Geschicklichkeit hervorgetan. Die Moraer Uhren in den großen, buntbemalten Holzkästen und die Moraer Malereien mit ihren biblischen Gegenständen, die statt der Tapeten die Wände bedecken, sind weit bekannt. Und nicht nur darauf beschränkt sich die Malerei, auch Möbel und Hausgeräte, ja Pferdegeschirr erhalten ihren Bilderschmuck.

Aber auf all ihre Künste sind die Moraer Bauern nicht so stolz wie auf ihre Vergangenheit, die mit der Geschichte Schwedens eng verbunden ist. Es ist, als ob die „Tölkerle“ sich durch historisches Erbe verpflichtet fühlten, an der Spitze des Volkes zu gehen, um das Reich zu verteidigen. Der tatkräftige Engelbrekt, der Führer des Bauernaufstandes, übrigens aus deutschem Geschlecht stammend, nach ihm die

Stures und Gustav Vasa und später der phantasieliebende Gustav III., erhielten alle ihre Kriegertruppen aus Dalekarlien. Und wie eng ist Gustav Vasa mit Mora verknüpft! Zwei Moraer Bauern waren es, die dem flüchtenden Edelmann Gustav Erikson, dem späteren Gustav Vasa, auf ihren Skis bis zur norwegischen Grenze nacheilten, ihn zurückholten und das Volk zum siegreichen Kampf gegen den dänischen Tyrannen in Stockholm aufriefen! Dieser Lauf der Bauern von Mora bis nach Särna, 92 Kilometer, war somit ein Wendepunkt in der Geschichte Schwedens und wird heute alljährlich von den sporttreibenden Schweden wiederholt. Der Gustav-Vasa-Lauf! Dann holen die alten Spielmänner ihre selbstgebauten Geigen hervor, und ihre flinken, taktischen Melodien fallen in die schweigende Schneelandschaft um den Siljansee und feuern die vorbeisausenden „Gustav-Vasa-Läufer“ an. — Während in anderen Provinzen Schwedens schon längst die alten Trachten und Gebräuche verschwunden sind, halten die Bewohner Dalekarliens heute noch am Alten fest. Der Grund ist wohl nicht in der Abgeschiedenheit der Landschaft zu suchen, denn die Dalekarlier und besonders die Kulla kommen viel in ihrem Lande herum. Wenn auch die Kulla heute nicht mehr mit ihren schönen Haaren nach Rom geht, so bereist sie doch mit ihren Handarbeiten das ganze Land, außerdem ist ihr Ruf als Gärtnerin sehr verbreitet, und bei allen größeren gärtnerischen Anlagen läßt man die Kulla kommen. —

Aber die Zeit schreitet vorwärts. Seit einigen Jahrzehnten hat das Verschwinden der alten Trachten und Wohnbauten im südlichen Dalekarlien, im Bergwerksgebiet, begonnen. Die berühmten langen Kirchboote, in denen die Männer die Frauen unter Psalmengesang zur Kirche ruderten, sind durch gemietete Lastautos ersetzt. Dieses allmähliche Verschwinden der alten Gebräuche gab den Grundgedanken zu der Gründung des größten skandinavischen Heimatmuseums, des Stockholmers Nordischen Museums mit dem Freiluftmuseum Skansen.

Und von Mora ging der Gedanke aus, nicht mit der alten Zeit zu brechen. Es war der Moraer Bauernjunge Anders Jorn, der den Trachten und den Gestalten seiner



Junge Kulla.



Dalekarlsche Weide.

engsten Heimat mit seinen Gemälden Weltruf erkämpfte. Es gelang ihm auch mit seinem großen Heimatsgefühl, die Liebe der Bauern für die Vergangenheit zu erhalten. Anders Zorn bewohnte selbst einen alten Hof aus dem 17. Jahrhundert, der aus verschiedenen kleineren Hütten bestand, auf Pfählen hoch aufgebaut zum Schutz gegen die Tiere. In der „Stuga“, der größten, aus Balken zusammengesetzten Hütte mit zwei kleinen Fenstern, malte er im Winter. Die neben der Stuga stehende „Härbre“, in der man Kleider und Vorräte verwahrt, vielleicht auch einen Gast übernachten läßt, erinnert in ihrem Aussehen an einen Taubenschlag. Heute ist der Hof Heimatmuseum. Zorns Sommeratelier im

zeigt den Befreier in der dalekarlianischen Rokokotradit, gehetzt, verfolgt, verlassen. Die Hütte, in der die Moraer Bäuerin den König vor den dänischen Spähern verbarg, hat Anders Zorn in Stein erneuert. Ihre Wände sind mit Bildern König Karls IX. geschmückt, die Gustav Vasas Flucht und Rettung darstellen.

Nicht weit von Zorns Hof steht die Volkshochschule von Mora, die Zorn 1907 mit der Absicht, die Eigenart der Heimatkunst zu schützen, gründete und mit seinen Bildern schmückte. Von dem zahlreichen Besuch der Schule geben Hunderte von Fahrrädern, die Morgen für Morgen draußen an der Mauer lehnen, ein sehr beredtes Zeugnis.



Alter Schmied aus Mora.

Moraer Kirchspiel weist Wandzeichnungen aus dem 11. Jahrhundert auf.

Anders Zorn, der „Tal- und Moraerl“, führte auch die alten Volksmelodien wieder ein und veranstaltete jährlich „Spielmannsspiele“. Er holte das uralte Kuhhorn wieder hervor. Mit ihm lockte man das Vieh, aber die Sennnerin konnte auch mit der Melodie des Kuhhorns sich mit dem Geliebten im Tale unterhalten. Im Feuerschein der Hütte erklangen die selbstgebauten Geigen. Der „Großspielmann“ Hins Anders, der einst den Karl-Johanns-Marsch auf dem Sarkophag des Königs sitzend gespielt hatte, als dasselbe von 300 Tälkerlen zur Einschiffung nach Gävle gezogen wurde, und der seit 20 Jahren keine Geige mehr angerührt hatte, wurde fast mit Gewalt in die Zornische Hütte geführt. Hier mußte er tagelang die alten Melodien spielen, während Zorn sein Porträt zeichnete und Nils Andersson, der Sammler von 12 000 nord schwedischen Volksweisen, den wunderbaren Vorrat seiner Melodien aufführte.

Zorns Gustav-Vasa-Denkmal in der Nähe seines Hofs, auf einem einfachen Grashügel ohne Schmuck und ohne Sockel,

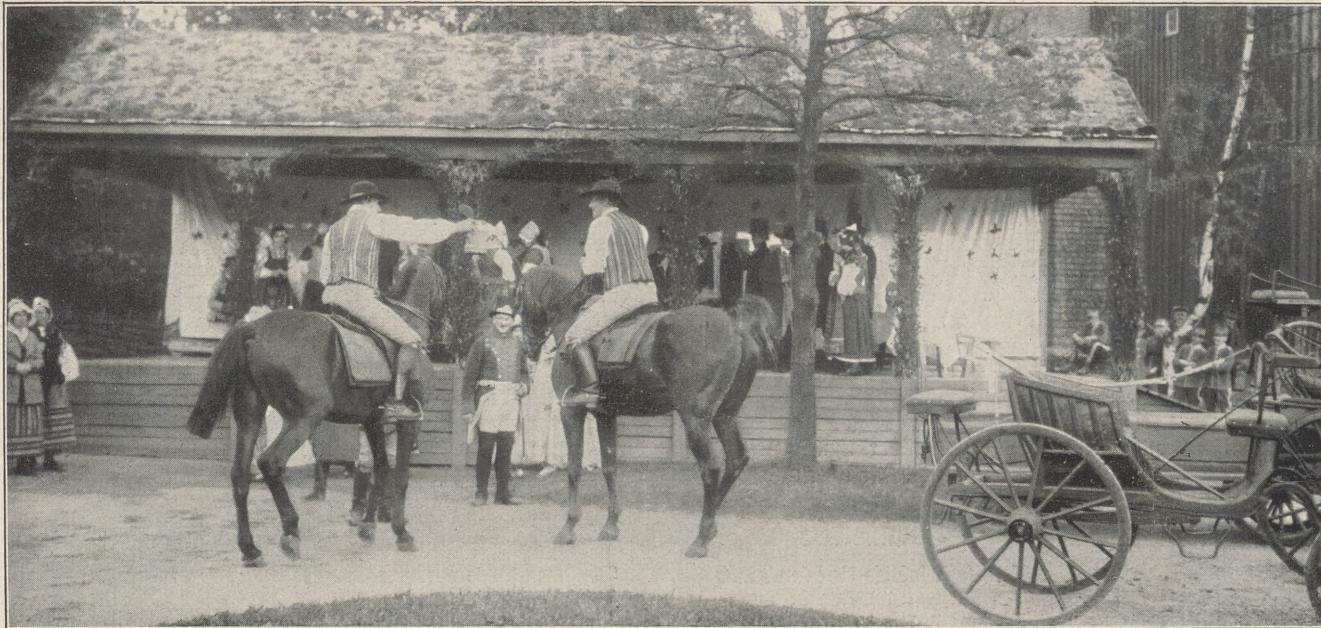
steht bei der Kirche mit dem feinen hohen Turm, den der Stralsunder Architekt Tessin, der Erbauer des Stockholmer Schlosses, errichtet hat, nicht weit vom Glockenturm, der nach italienischer Weise danebensteht, liegt Anders Zorns Grabstein. 1920.

Anders Zorn hat nicht nur seine Bilder der Welt hinterlassen, er hat dahingestrebt, daß Dalekarlien dalekaratisch bleibt.

Ob das wohl gelingen wird?

Wir wollen es hoffen, denn die Erhaltung der Sitten Dalekarliens ist nicht nur eine schwedische, sondern eine germanische Angelegenheit. Das Blut der Leute um Mora ist dem unsrigen verwandt. Der nordische Schlag erinnert oft in Gesichtschnitt und Gestalt an unsere reinerhaltene niedersächsische Bauernschaft, die Vorliebe für bunte Farben, besonders für kerniges Blau, leuchtendes Rot, zeigt Verwandtschaft mit den Trachten der Schwalm. Noch manche anderen gleichlaufenden Linien ließen sich bilden.

Die Forschung mag hier vieles entdecken, ein Vergleich der Weisen der Volkslieder hat noch nicht stattgefunden.



Das Frühlingsreiten der Jünglinge von Mora.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit meldete sich dies gleiche Blut. Die Männer und Frauen Dalekarliens wurden uns Freunde. Sie öffneten damals ihre Häuser und Hütten unsren Verwundeten und unsren Kindern. Sie gaben mit ihrer Gastfreundschaft unserem Volke neue Kräfte, erhielten manch Leben, das durch Kriegsschäden und die Folgen der Hungerblockade zu verlöschen drohte. Das schwedische und

das deutsche Volk sind in diesen schwersten Jahren des Weltgeschlehens näher zusammen, ja ineinander gewachsen. Rasse fühlte sich zu Rasse hingezogen.

Uns aber bleibt stets eins: wir müssen eingedenkt sein, daß wir jenem starken Stamm, der sich sein Volkstum zu erhalten strebt, eine Dankesschuld abzutragen haben. Deshalb sollen wir uns seiner immer wieder erinnern.

Der Sieg der Cornelia Cornelius. Von Max Bittrich.

In einer brandenburgischen Stadt, in der viele Köpfe, Hände und Maschinen von der Textilindustrie beansprucht sind, hatte ein kleiner Unternehmer vor Jahrzehnten bei seinem bescheidenen Wohngebäude ein Färbehaus eingerichtet, mit Kesseln, in denen für Webereien Wolle gefärbt wurde.

Dieser Färbermeister Friedrich Cornelius lebte ganz dem Beruf, seiner Frau und dem einzigen Töchterchen.

Er hatte vor acht Jahren geheiratet, das schönste Mädchen der Stadt, hinter dem, neben andern Anbetern, ein viel reicherer Mann als Werber hergelaufen war. Doch hatte dieser, Kaufmann Norbert Waldvogel, trotz heiterer Stürmerei keinen Sieg über Magdalene Schöller errungen. Die schöne Magdalene hatte ihm vielmehr, zur Verwunderung seiner und ihrer Bekannten, den Korb gegeben. Waldvogel wurde bespöttelt. Die Schadenfreude feierte Triumphe. Er selbst konnte den Gross gegen den Färbermeister Cornelius nicht loswerden.

Dieser jedoch wurde nach der Verehelichung mit der bewunderten Magdalene Schöller mehr als vorher beachtet; wen ein so begehrtes Menschenkind wie seine nunmehrige Frau zum Lebenskameraden erwählte, der mußte gute und anziehende innere Werte besitzen.

Sein Geschäft entwickelte sich langsam und sicher. Man schätzte den stillen und soliden Menschen, und wenn man ihm Bestellungen jederzeit ins Haus trug, so wies man ihn, der preiswürdig arbeitete, selbst in Tagen schlechter geschäftlicher Konjunktur ungern ab. Wo immer möglich, erhielt er Aufträge. Uunausgesprochen lagen ihnen Erinnerungen an die leuchtende Vollkommenheit der Frau Magdalene Cornelius mit zugrunde. Und da auch das Töchterchen, die Cornelia Cornelius, ein Kind wie aus Marmor gemeißelt war, als heranwachsendes Ebenbild Magdalenes gleich dieser gefeiert wurde, so gedieh das Geschäft des ehrenhaften Mannes mit Hilfe dieser beiden Familienmitglieder, ohne daß sie sich dessen recht klar wurden.

Der von Magdalene verschmähte Freier, Herr Norbert Waldvogel, kam kraft großzügiger und, wenn es sein mußte, kniffliger Geschäfte höher und höher; seine Fäden reichten in viele Unternehmungen; sein Vermögen war in zahlreichen Firmen, offen oder geheim, tätig. Man sagte ihm nach, die ihm von der schönen Magdalene zugefügte Abfuhr habe ihn mit doppeltem Eiser aller Gelegenheit zum Geldverdienen überantwortet; er könne gelegentlich ein Selbstling, ein

überaus engherziger Kaufmann sein, — je nach Laune und schwachem oder flottem Geschäft.

In einem Jahre nun, das, nach drohender Unsicherheit, hier und da Zusammenbrüche in der Stadt gebracht hatte, sogar alte Firmen dem Abgrunde zutrieb, der hältlosen Neugründungen gar nicht zu gedenken, warf der Pleitegeier seine dunklen Schatten auch auf das Cornelius'sche Haus. Der Inhaber der Färberei, nachsichtig ohne Ende, erlitt durch schiffbrüchige Kunden große Einbußen. Setzte schon diese seinem Betriebe arg zu, so zog ihm die uneigennützige Gutsage für einen befreundeten Fabrikanten die Schlinge weiter zu. Er war durch diesen harten Schlag verloren.

Zahlungseinstellung, Trümmerfeld!

Vom erarbeiteten Gewinn blieb blitzwenig übrig. Die Gläubiger griffen nach der Färberei. Cornelius mußte sich anstrengen, vorerst wenigstens das Dach über dem Kopfe zu erhalten für sich und Familie.

Die siebenjährige Cornelia, Magdalens Töchterchen, sah den Vater gedrückt einhergehen, bemerkte heimliche Tränen der Mutter, fand fremde Leute in Haus und Hof, hörte das Versteigerungsgesöff. „Wer bietet auf den ersten Kessel? Zum ersten — zum zweiten — und zum —? Wer auf die drei mittleren Färbekessel? Wer auf den kleinsten?“

„Wer auf den kleinsten?“ Daß ihr kleiner Kessel fortgeschleppt werden könne, war Cornelias besonderer Schmerz in den summervollen Tagen. Denn in seiner blanken Kupferwandung, oft nach seiner gründlichen Reinigung, hatte sie seit Jahren baden und plantschen, sich kindlich austoben dürfen. So war er ein Stück von ihr geworden. Sollte auch er das Haus verlassen wie seine gewaltigen Genossen?

An einem trübseligen Abend schlich sich Cornelia ins Färbehaus und bemerkte zu ihrem Schrecken das Werk der Zerstörung. Zerschlagenes Mauerwerk lag um die ruhigen, düsteren Feueröffnungen der größeren Kessel; sie selbst waren bereits in fremdem Besitz. Kaufmann Norbert Waldvogel hatte in der Versteigerung mit Erfolg darauf bieten lassen. Auch die Ummauerung des kleinen Kessels war schon teilweise niedrigerissen. Also würde er am nächsten Tage ganz freigelegt sein, ebenfalls fortgeholt werden.

In dieser Nacht ruhte Cornelia wenig. Sie weinte in die Kissen, ehe sie einschlief. Am Morgen aß und trank sie hastig und entfernte sich, — wie die Mutter annahm, um ihre Spielgenossinnen aufzusuchen. Doch Cornelia lief zum

Färbehause, kletterte über den Kesselrand, wartete, bis die Maurer kamen, und tobte und bat und jammerte ohne Aufhören, so geduldig die Leute auch das Kind zu beruhigen suchten. Da begab sich einer der Arbeiter vor der Frühstückspause zum Kaufmann Waldvogel und berichtete ihm: das Wimmern des Kindes sei selbst für einen fremden Menschen schwer zum Anhören, und so und so.

„Was?“ polterte Waldvogel. „Muß ich dabei Wache stehn? Vorwärts!“ Er ging mit, betrat das Färbehau, und als das Kind sich beim ersten Hammerschlag wieder schreiend an den Kesselrand klammerte, öffnete er den Mund zur geplanten Zurechtweisung. Doch kaum hatte er das erste Wort gesprochen, so blickte Cornelia auf mit so großen, angstvollen, flehenden Augen, daß dem Kaufmann die Rede verschlug.

Denn wer stand vor ihm in diesem lieblichen Kinde? Wessen unvergessene Augen ruhten auf ihm? Die der schönen Magdalene. Mit Haß hatte er ihrer mitunter gedacht, und nun kam ihre volle Gewalt aufs neue über ihn. Diese ihre Augen, im Kinde wiederholt, bannten Absicht und Zorn.

Liebliche Erinnerungen nahmen von ihm Besitz. Er verfiel wieder, über Jahre des erzwungenen Verzichts hinweg, dem in Cornelia weiter pulsierenden Blute der geliebten Frau. Er fühlte eine Art Ohnmacht, blickte sich um, dachte ein Weilchen nach. Ein neuer Blick nach dem Kinde, ein Schritt zu den Maurern: „Lassen Sie diesen Rest vom ausgebrannten Gerümpel hier!“

„So schlecht,“ behauptete ein Maurer, „ist dieser Kessel nicht —“

„Meine Sache!“ Waldvogel reichte dem Kinde die Hand: „Sei still! Du sollst deinen Kessel behalten! Sage das deiner Mutter.“

Strahlende Augen dankten ihm, als er das Feld räumte. Und er, der nüchterne Rechner, fühlte sich trotz der Aussichtslosigkeit solcher Anwandlung wieder durchaus als der Verliebte von ehemals — so leicht schritt er dahin.

„Wenn man's recht nimmt,“ dachte er, „habe ich ihr heute durch mein Verhalten die zweite Liebeserklärung gemacht — ich alter Schafskopf!“

Sommerabend. Von Ernst Theodor Müller.

Am Flusse saß die Nacht und wob
Den Wiesen ein Gewand.
Wir hörten, wie zu Neste stob
Ein Flügel über Land.

Die stillen Bäume trugen Traum
Den niemand deuten mag —
Wir waren wie ein Lied im Raum,
Der Gott zu Füßen lag.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen und die französischen Emigranten in Hamburg-Altona. Von Max Treu.

Der Friede von Basel, durch den die preußische Regierung am 5. April 1795 den tausendfachen Nöten und Opfern des ersten Koalitionskrieges gegen das republikanische Frankreich mit Glimpf zu entgehen gedacht hatte, erwies sich bald als eine Enttäuschung. Es stellte sich heraus, daß dieser Friede ein höchst unsicheres Instrument sei. Denn er machte der Regierung zur Pflicht, fortwährend Gewehr bei Fuß zu stehen und mit einem Aufwand von 33 000 Mann im Westen eine durch ganz Nordwestdeutschland laufende „Demarkationslinie“ zu bilden. Der Herzog von Braunschweig, der nicht eben ruhigekrönte Feldherr des Champagnejfeldzuges von 1792, erhielt das Kommando über diese Truppen und unter ihm stand Prinz Louis Ferdinand von Preußen, schon damals der Liebling des Heeres und der Frauen. Der Prinz befand sich in scharfer Opposition gegen die Hoffreise und war bei seinem stürmischen Temperament der letzte, der seine Zunge im Zaum hielt, wenn er Gelegenheit fand, der „Weisheit der regierenden Dummköpfe“ einen Hieb zu versetzen. So hatte man seine Entfernung aus Berlin durchgesetzt und der König hoffte, den jungen Brausekopf, der wegen seiner niemals geregelten Geldverhältnisse auch mit seinen Eltern nicht gerade im Frieden lebte, in der Einsamkeit einer kleinen Garnison sich zu einem „sparsamen und den guten Sitten ergebenen“ jungen Mann entwickeln zu sehen.

Aber diese Hoffnung sollte gründlich täuschen. Zwar in Lemgo, der alten, zwischen grünen Bergen eingebetteten früheren Hansestadt mit ihren wundervollen Fachwerkbauten, fand der Prinz in dem Rektor der Schule, Reinert, einen Mann, der, allen Wissenschaften und schönen Künsten zugetan, ihm ein treuer Anhänger und Freund wurde, mit dem sich vortrefflich plaudern, musizieren und auch „kleine Alloatria“ treiben ließ. Zweifellos ist dem wohlthätigen Einfluß dieses Mannes zu danken, daß der Prinz während des Aufenthaltes in Lemgo keine „ärgerlichen Débauches“ unternahm, sondern in Ernst und Selbstzucht zwischen Dienst und Erholung wechselte. Freilich, seine Klagen verstummen nicht; schon im August 1796 schreibt er an die geliebte Schwester, die Prinzessin Louise Radziwill, die einzige, die mit weiblichem Takt und seinem Gefühl es verstand, am Berliner Hofe seine Partei zu nehmen: „Ohne Zweifel ist es nicht sehr erfreulich, die schönsten Tage seines Lebens in diesem verwünschten Dorfe zuzubringen, in einer Lage, daß man weder einen Plan für das Glück seines Lebens machen, noch an der Ausbildung der Fähigkeiten arbeiten kann, die man vielleicht besitzt.“ Wurde nun aber dennoch dieses Leben eine Zeitlang ertragen, so konnte doch jeder sich sagen, daß am Ende das leidenschaftliche Naturell durchbrechen werde. Auch Reinert sah das voraus, und als der Prinz nach Hoya an der Weser übersiedelte, hat er ihn mit Besorgnis scheiden sehen. Was sollte der Feuergeist in diesem weltabgeschiedenen Flecken? Weder die Schwester, noch der Freiherr vom Stein, der die großen Anlagen des Prinzen erkannt hatte, vermochte ihn zu trösten: „Ich erjaue in diesem trüben Schlamm!“ ruft er verzweifelt. So geschah, was man bei einiger Menschenkenntnis in Berlin hätte voraussehen müssen: Der Prinz sprengte die Fesseln des täglichen Einerleis und

schaffte sich selbst den Weg dahin, wohin seine Seele lechzte: zu geistvollem Verkehr und zu schönen Frauen, deren Augen in seinem Herzen zu lesen wußten, und deren Lippen sich ihm nicht versagten. So kam er nach Hamburg-Altona zu den französischen Emigranten — ob mit oder ohne Urlaub, er kam, verließ seine Garnison wochenlang und schließlich auf Monate, bis er endlich halb mit Gewalt zurückgeholt wurde.

Unter den großen Asylen, die sich den französischen Emigranten in Europa boten, nehmen Hamburg und das benachbarte Altona eine hervorragende Stelle ein. Beide Städte lagen weit ab von den damaligen Kriegsschauplätzen: man war vor Überraschungen gefürt; sodann war die Verbindung mit England immer offen, und diese Verbindung war bedeutsam, da zahlreiche Fäden von den Emigranten zu Englands politischen und finanziellen Kreisen führten, und endlich standen die Obrigkeiten beider Städte im Ruf großer Duldsamkeit. So zogen denn die Franzosen scharenweise ein. Während in Altona sich die konservativen Kreise der Emigranten zusammenfanden, zeigten sich in Hamburg vor allem die Anhänger demokratischer und fortschrittlicher Ideen: die Brüder Lameth, Victor Caraman, Parandier und Rivarol, der scharfe Satiriker und glänzende Beobachter, damals in der Blüte seines Mannesalters stehend. In Altona lebte Frau von Genlis, die übrigens in ihren Memoiren bewiesen hat, daß man der klugen und schlagfertigen Dame bei weitem nicht alles glauben darf, der General Dumouriez kam nach der Schlacht von Neerwinden hierher, als er es für besser hielt, Frankreich zu verlassen; auch drei Brüder Criminil, seine stille Leute, deren Blut noch heute in den Grafen Reventlow-Criminil fortlebt, fanden hier Unterschlupf. Alle in Altona lebenden Emigranten aber übertrafen durch die Berühmtheit und große Geschichte seines Hauses der Kardinal von Montmorency, der auch bei den Einheimischen seiner vornehmen und edlen Gesinnung wegen sehr beliebt wurde und bei seinem Ableben unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung beigesetzt worden ist. Die Montmorency lebten hier in verschiedenen Zweigen, von denen an dieser Stelle besonders die Familie Bréteuil interessiert. Denn Madame Cecile de Montmorency-Bréteuil war der Stern, der den Prinzen Louis Ferdinand nach Altona ziehen sollte. Er hatte sie bereits früher in Spa kennengelernt. „Sie war,“ schreibt die Prinzessin Radziwill, „äußerst elegant gewachsen, höchst liebenswürdig und gefiel allgemein.“ Als der Prinz erfuhr, daß sie in Altona weile, reiste er mit Kuriерpferden dorthin. So kam er in die Kreise der französischen Emigranten. Nicht zu seinem Heil. Denn das Leben dieser Leute erregte in vieler Beziehung Anstoß. Ausschweifungen schlimmster Art waren bei ihnen an der Tagesordnung, und sie würden wahrscheinlich noch erheblich größer gewesen sein, wenn nicht die beständige Geldnot der meisten Flüchtlinge ein Hemmschuh gewesen wäre. Geld aus Frankreich erhielten sie nicht; ihre Besitzungen waren dem Staat verfallen; wem es nicht gelungen war, bei der Flucht aus dem Vaterland reiche Mittel mitzunehmen, stand bald völlig verarmt da.

Das aber, was ihr großer Vorzug war, — die Kunst,



Jagdstilleben. Gemälde von Frans Snyders (1579—1657)

Original im Besitz der Kunsthändlung Karl Staberhoff, Berlin B. 9

leicht und angenehm zu leben, — das zog den Prinzen in ihren Kreis. Es waren sicher nicht allein die schönen Augen der Montmorency, die ihn immer wieder nach Hamburg-Altona führten, sondern es war die Lebensart der Emigranten, die ihn fesselte. Mochten alle diese Grandseigneurs auch in noch so ärmlichen Verhältnissen sein, — sie blieben doch die Grandseigneurs des ancien régime. Und wenn der Prinz mit ihnen die „vermaledeiten Hof- und Kriegsräte“ in Berlin verglich, so mußte dieser Vergleich freilich so schlimm wie möglich zum Nachteil der letzteren ausfallen. Und so wiegte sich denn der Prinz wohlig auf dem Strom, der ihn ergriffen hatte, aus den Tagen seines Aufenthaltes wurden Wochen, aus den Wochen Monate.

In den Salons war der Prinz der überall gern gesehene Guest. Hörte man doch auch wohl im stillen, durch ihn den Berliner Hof zu erneutem Kampf gegen die Revolution beeinflussen zu können. Diesen Absichten indessen wußte der Prinz sich stets zu entziehen, — er wußte zu gut, daß gerade sein Wort in Berlin ungehört verhallen würde. Im übrigen stand das Vergnügen an erster Stelle, — man machte Ausflüge, — das noch heute an der Elbchaussee gelegene, als Sammelpunkt der guten Gesellschaft bekannte Restaurant Jacob mit seinem prächtigen Blick auf den Elbstrom war oft das Ziel. Man musizierte, man spielte Theater, aber man spielte auch Hasard, und oft zu hohen Säcken; Bälle und Schlittenfahrten im Winter nahmen kein Ende. Unter dieser gleißenden Oberfläche lag das Elend: „Les suicides ont été communs cet hiver“ schreibt Frau von Neuilly. Über die Gräber hinweg tobte das laute Leben, und wenn einer durch Selbstmord aus dem Kreis geschieden war, so ertrug man das mit derselben Ruhe, mit der so viele Standesgenossen den Weg zum Schafott geschritten waren: „Ah bah, es ist der Weg, den wir alle gehen müssen!“ Inmitten dieses lauten Treibens stand Louis Ferdinands Stern, Cecile de Montmorency. Sie wurde die Flamme, an der sich der königliche Falter die Flügel versengte. Sein Aufenthalt in Hamburg-Altona kostete um so mehr, als seine Freigebigkeit und Großmut oft gründlich ausgebeutet wurden. Geld aber hatte er nicht, seine Schulden wuchsen. Die Schwester in Berlin bemühte sich, für ihn das Fehlende zu beschaffen. Aber es gelang ihr nicht, und der neue König Friedrich Wilhelm III.

war nach seinem ganzen Charakter der letzte, der Verständnis für seinen prinzlichen Vetter haben konnte. Dem Prinzen half seine Verteidigung nichts. Er war darüber aufs höchste erboxt: „Wäre ich,“ schreibt er der vertrauten Schwester, „eine dumme Null, ohne Fähigkeiten, ohne Kenntnisse, ohne gutes Äußere, niemand würde sich mit mir beschäftigen; statt dessen spricht und beschäftigt sich jeder mit meiner trüsten Person. Der eine sagt, ich gäbe ein nährisches Geld aus, andere, ich lebe wie ein Flegel, ein anderer, ich habe einen maßlosen Ehrgeiz, andere, ich habe überhaupt keinen, ich sei ein wütender Republikaner, ein anderer, ich verfehre nur mit Aristokraten — es gibt keine Dummheit, die man nicht behauptet.“

Aber in jedem Vorwurf, der ihm gemacht wurde, lag ein Körnchen Wahrheit, und er selbst hat später in gereifeteren Tagen zu seinem vertrauten Adjutanten Karl von Roßitz gesagt: „Es war doch eine tolle Zeit, und wenn sie auch schön war — sie hat Wunden hinterlassen, die schlecht heilen.“ Jedoch diese Erkenntnis besaß er im süßen Rausch der Hamburg-Altonaer Tage noch nicht: er kostete ihn aus bis auf die Neige. Alle Befehle aus Berlin, auf seinen Posten zurückzukehren, ließ er unbeachtet. Da riß dem Hause in Berlin die Geduld. Peinliche Geldgeschichten gaben den letzten Anstoß. Das Maß war voll: im Prinzen schien jede Achtung vor der Autorität des Staates verloren gegangen zu sein. So erhielt der Oberst von Massenbach den Befehl, ihn, nötigenfalls mit Gewalt, nach Magdeburg zu bringen. Der Oberst fuhr nach Hamburg, und hier scheint es zu einer sehr heftigen Szene zwischen ihm und dem Prinzen gekommen zu sein. Schließlich aber gelang es doch, den Prinzen zum Abschied zu bewegen. Ob ihn Cecile de Montmorency so tief empfunden hat, wie der Prinz? Jedenfalls hören alle Beziehungen zwischen den beiden auf. „Bitterlich weinte der Prinz,“ erzählt Massenbach, „als er sich in den Wagen setzte und auf der zweiten oder dritten Station wurde starker Punsch gemacht. Se Königliche Hoheit wurde nun wieder heiter, sprach mit vieler Heftigkeit über Krieg und Politik.“

Es war ein Glück für den Prinzen, daß die Hamburger Zeit zu Ende war. „Von der Zeit an stieg sein Stern wieder empor,“ sagt die Schwester. Empor, bis er nach ruhmvollkampf bei Saalfeld für immer unterging, um des geliebten Vaterlandes tiefen Sturz nicht mitanzusehen.



Praktische Sportweste mit Taschen und hohem Kragen.
Modell: Altmann & Co., Berlin.
Aufnahme: Becker & Maass.

Lass dich führen,
lass dich führen.
Zukunftshoffen
hält dich jung.
Lass sie zu, die
rost'gen Türen
Schmerzender Er-
innerung. f. s.

Westen zum Schutz und zum Puh.

Niemals früher hätte man geglaubt, daß die Strickweste so vieler Wandlungen fähig ist, so wie sie jetzt in den verschiedensten Gestalten vor uns liegt, technisch aufs höchste vervollkommen und bereit, uns als treue Begleiterin manches Jahr hindurch zu dienen. Denn eine gute Weste behält bei richtiger Behandlung in der Wäsche auf lange Zeit ihre Passform und ihre schöne leuchtende Farbe. Wir brauchen sie in der Sommerfrische ebenso nötig wie auf der Winterreise, im Hause an kühlen Herbsttagen, wie beim Sport, unter dem Ledermantel im Auto, unter der



Kleidsame Strickweste mit angewebtem Futter, im Haus, beim Sport oder unter dem Jackenkleid zu tragen.
Modell: G. Adam, Berlin. Aufnahme: Claire Sonderhoff.



Abb. 3. Sandfarbenes Strickkleid mit gemustertem Jumper und einer zum Rock passenden Weste.
Aufnahme: Claire Sonderhoff, Berlin.

Windjacke beim Wandern. Geduldig läßt sie sich in jeden Koffer, jeden Rucksack stopfen — ohne Falten und Knitterstellen zu bekommen.

Neben der derben, handgestrickten Weste (Abb. 1), genannt Lumberjackett (zu deutsch: Holzfällerjacke), steht die feingewirkte Jerseyweste, steht das dreiteilige Strickcomplet, bestehend aus plissiertem Rock, buntem, quergestreiftem Pullover und einfarbiger, leichter Überziehweste (Abb. 3). Beige und beige-roße Töne herrschen vor, ein weiches Blau ist beliebt, Lindenblütenfarbe desgleichen, manche Räuberin aber greift begeistert zu einem kräftigen, einfarbigen Rot, das zum weißen oder sandfarbenen Rock besonders hübsch aussieht.

Die Weste mildert die scharfe Taillemarkierung von Rock und Bluse, an die unser Auge nicht mehr gewöhnt ist; sie gestattet uns dadurch, alte Bestände an unmodernen kurzen Blusen aufzutragen, sie kann ein einfaches Haus- oder Berufskleid gefälliger, lebhafte machen und erweitert bei knappem Garderobestand die Möglichkeit, Abwechslung in unserem Anzug zu bringen.

Wer sich die unentbehrliche Wollweste nicht kaufen will oder kann, greife selbst zum Häkelhaken! Häkeln ist in diesem Falle dem Stricken vorzuziehen; es erfordert weniger Kunstscherheit und weniger Ausdauer. Ein hübsches Modell zum Nacharbeiten für unsere Leserinnen zeigt Abb. 5. Gebraucht werden 250 g einfarbige und 100 g gesplammte Fischwolle. Die Arbeit beginnt an den unteren Spitzen des Borderteils und wird dem Schnitt entsprechend mit Ab- und Zunehmen nach oben fortgeführt. Das Bordürenmuster ist eingehäkelt, der unbenuzte Faden wird mitgenommen. Der einfarbige Teil oberhalb der Bordüre wird im Wechsel mit einer Stäbchenreihe und einer Reihe fester Maschen gearbeitet, die Stäbchenreihen liegen immer rechts. Im Borderteil dürfen die Knopflöcher nicht vergessen werden. Der Rückenteil wird gleichfalls von unten nach oben gearbeitet. Schulter- und Seitenmähte werden nach Fertigstellung zusammengenäht. Die Umrundung besteht aus einer Lustmaschenkette (dreifach) von



Abb. 4. Hübsche ärmellose Strickweste in lebhafter Musterung, über einer Hemdbluse zu tragen.
Modell: S. Adam, Berlin. Aufnahme: Claire Sonderhoff.

gesplammter Wolle, die man gegen den Rand legt und ihn mit einfarbiger Wolle — ein Stäbchen, eine Lustmasche — anhäkelt. Zu beachten ist, daß die beiden Borderteile entgegengesetzt zu arbeiten sind, da die Arbeit eine rechte und eine linke Seite hat. Detta.



Abb. 5. Die gehäkelte Sportweste zum Selbstarbeiten. Entwurf: Frau J. Roelte, Berlin-Steglitz. (Schnitt- und Typenmuster erhältlich.) Aufnahme: Fr. Linkhorst.

Fett, keinenfalls aber mit Öl. Auch durch Lockerung der Pedalschraube wird das störende Geräusch oft beseitigt. Tasten, die viel gespielt werden, indem nur die weißen Untertasten, reinigt man mit einem weichen Schwämmpchen oder Läppchen, das leicht in Essig, Spiritus- oder Chlorwasser oder in Wasserstoffperoxyd getaucht und wieder fest ausgedrückt wurde. Auch wenn das Klavier selten benutzt wird, muß man es häufig öffnen, um die Tasten vor dem Gelbwerden zu schützen, das durch Abschluß von der Luft verursacht wird. Um die Politur rein und glänzend zu erhalten, nimmt man etwas Zitronensaft mit dem Polieröl.

Frida Baumgarten.

Der Kaffee schmeckt nicht. —

Wie oft kann man am Familientisch die Klage hören, daß der Kaffee einen unangenehmen, ölichen Beigeschmack hat. Die Schuld daran wird meistens der Kaffeesorte zugeschoben, oder man spricht von einer ölichen Bohne als Missätterin. Eine solche kann wohl die Ursache bilden und schmuggelt sich selbst in gute Kaffeesorten zuweilen ein. Aber in den meisten Fällen liegt die Schuld bei der Hausfrau selbst oder an ihrer Köchin, indem die Geräte, in denen der Kaffee aufbewahrt oder gebrüht wird, nicht einwandfrei beschaffen sind. Die Büchsen, in denen der gebräunte Kaffee längere Zeit aufbewahrt wird, werden meistens an den Innenwänden einen bräunlichen, fettigen Belag aufweisen, den die Bohnen ausgeschwitzt haben. Entfernt man diesen Belag nicht öfters durch Auswaschen — in schlimmen Fällen durch Auskochen oder Brühen mit Sodawasser — so zieht naturgemäß der Kaffee den ranzigen Geruch an und schmeckt dann nach der „ölichen Bohne“. Ebenso verhält es sich mit den Kaffetrichern, ganz gleich, ob es Karlsbader Porzellantrichter oder Siebeinsätze aus verzinktem Blech sind, von den zweifelhaften Kaffeesäcken aus Barchent ganz zu schweigen. Werden diese Filterapparate nicht allwöchentlich einmal in Sodawasser ausgekocht und möglichst an Luft und Sonne gut getrocknet, so sind sie nur zu leicht die Ursache für den schlechten Geschmack des Kaffees. In den feinen Riesen und Löchern setzen sich die ölichen Bestandteile des Kaffees fest und werden bei der gewöhnlichen Reinigungsart nicht restlos entfernt. Man sehe sich einmal die trübe, überlachende Brühe an, die aus —

äußerlich ganz sauber ausschauenden — Sieben und Filtern herauslocht, wenn man sie in das Reinigungsbad von Soda-wasser legt. Auch das Tuch, mit dem man die Kaffeebüchse oder den Bohnenbehälter der Kaffeemühle auswischte, verrät durch sein Aussehen und seinen Geruch, wie sehr nötig eine östere Reinigung dieser Behälter ist. Die Tüllen der Kaffeesäcken tragen ebenfalls dazu bei, den guten Geschmack des Kaffees zu beeinträchtigen, wenn sie nicht peinlich sauber gereinigt werden.

Es gibt aber auch noch andere Ursachen für schlechteschmeckenden Kaffee, die in falscher Behandlung beim Aufbrühen wurzeln. Schmeckt der Kaffee fade, so ist sicher Wasser zum Aufbrühen verwendet worden, das schon längere Zeit auf dem Herde stand, anstatt frisches, eben erst zum Kochen gebrachtes. Wasser, das seinen Kohlensäuregehalt durch längeres Stehen verloren hat, liefert niemals einen aromatischen Trank. Auch muß es sprudelnd kochend verwendet werden. Der gemahlene Kaffee muß ganz feinpultrig sein; körniges Kaffee-pulver wird nicht genügend ausgelaugt und liefert ein schwaches Getränk. In solchem Falle muß die Kaffeemühle geschärft oder durch eine neue ersetzt werden. Die Kosten kommen durch Ersparnis an Kaffee bald heraus. Die Kaffeebohnen sollen in festlichliegenden Büchsen aufbewahrt werden. Man darf sie erst kurz vor dem Aufgießen mahlen, damit ihr Aroma sich nicht verflüchtigt. Bei sehr hartem Wasser empfiehlt sich der Zusatz von einer erbsengroßen Dosis doppelkohlensäuren Natrons. M. Knecke-Schönau.

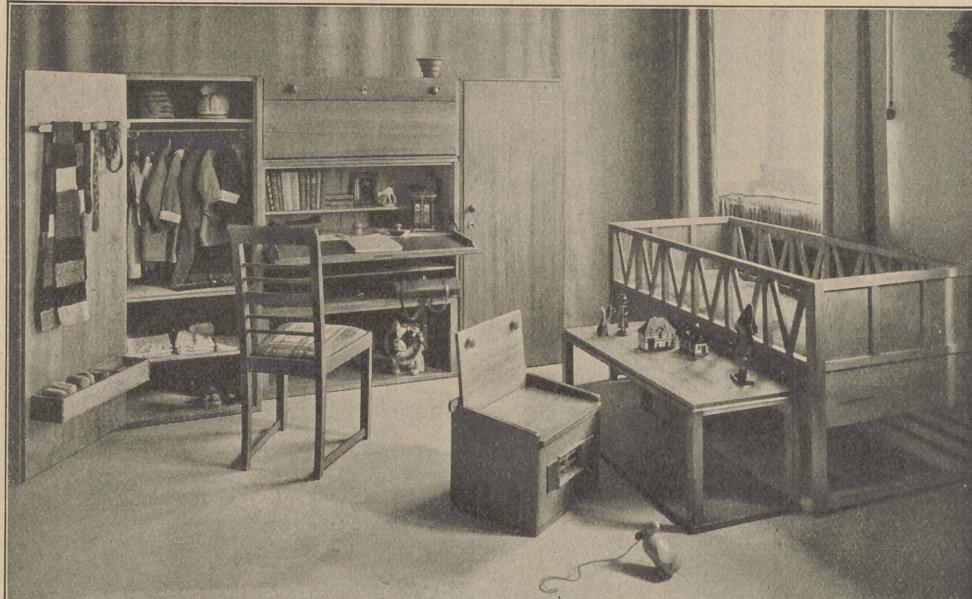
Das Kinderzimmer.

Eine „gute Kinderstube“ können auch die in bescheidensten Verhältnissen lebenden Eltern ihrem Kinde schaffen, ein schönes Kinderzimmer leider nur die wenigsten. Wohnungsnot und die allgemeine Verarmung sind — auch bei bestem Willen und weitestgehendem Verständnis für die Bedürfnisse eines echten, rechten Spielfindes — oft unüberwindliche Hindernisse. Wo aber die Geld- und Raumfrage eine untergeordnete Rolle spielt, sollten es die Eltern als Ehrensache betrachten, das Kinderzimmer zu einem Paradies für seine kleinen Bewohner zu gestalten.

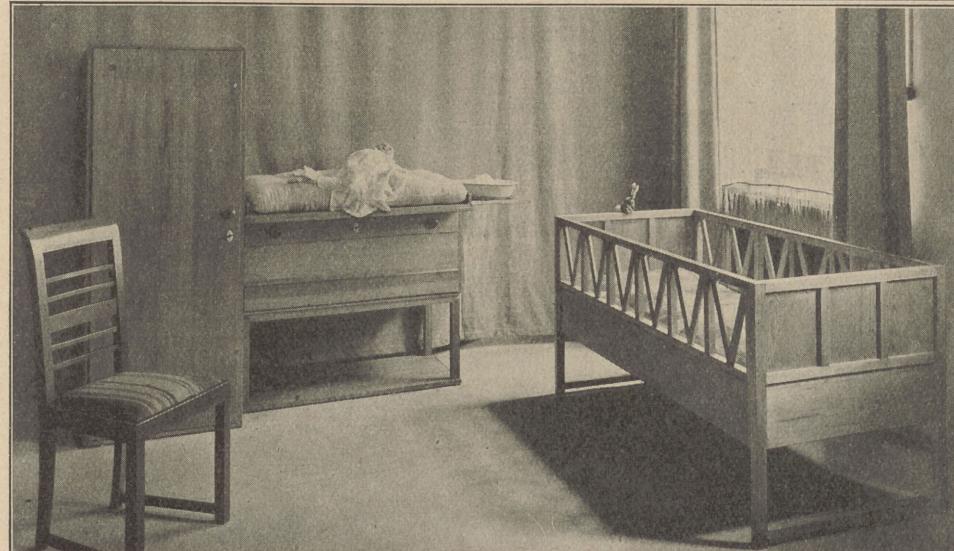
Pflicht der Mutter ist es, bei der Einrichtung des Kinderzimmers ihren ganzen Einfluß aufzubieten, daß kein Stück von dem „großen“ Hausrat, oder etwa abgelegtes Bodengerümpel — und sei es auch dreist wieder „aufgefrischt“ — aber auch keine „guten, alten Stücke“ den Weg ins Kinderzimmer finden. Die neue Farbe und der Lack tun's freilich nicht! Die Form der landläufigen Möbel ist auf den Gebrauch von Erwachsenen zugeschnitten, ein kleiner, werdender Mensch aber bewegt sich unter anderen Gesetzen, ebenso wie auch sein Lebensrhythmus ein anderer ist.

Die moderne Raumkunst ging auch an den unausgesprochenen Wünschen der jüngeren und jüngsten Erdtbürger

nicht achtlos vorbei. Wir zeigten an dieser Stelle bereits den farbfrohen, auseinandernehmbaren Spielschrank des Dessauer Bauhauses, der überall dort, wo Kinder an ihm, mit ihm, auf ihm, in ihm spielen, hellste Begeisterung auslöst. Heute führen wir unseren Leserinnen andere beachtenswerte Lösungen des Kinderzimmerproblems im Bilde vor. Wir sind uns darüber klar, daß es in unserem Leserkreis



Kinderzimmereinrichtung, die zuerst für den Säugling, späterhin für das Kleinkind und das Kind benutzt werden kann. Kunstmöbelerei Albert Müller, D. W. B., Leipzig.



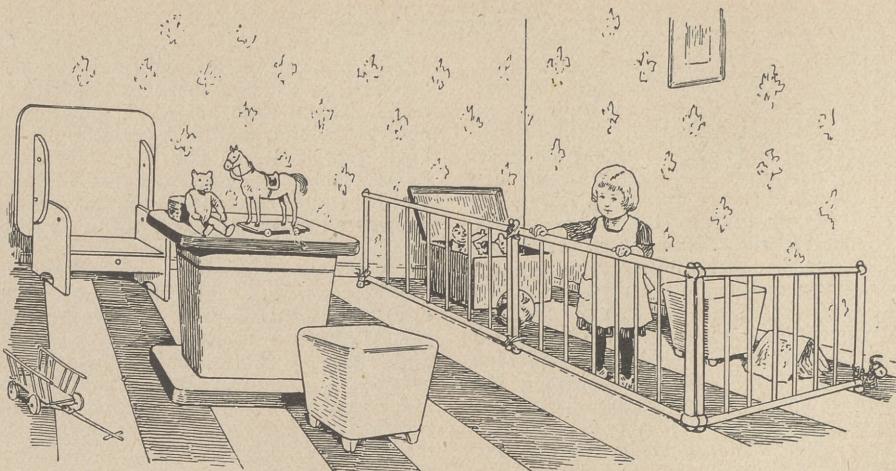
nicht mehr viel „Kinderzimmer“ (aber bestimmt dafür sehr viel „Kinderstuben“) geben wird, trotzdem werden die abgebildeten Entwürfe Interesse erwecken, zumal trotz Raumangst doch vielfach die Möglichkeit bestehen wird, in der Wohnstube oder einem anderen geräumigen Zimmer eine Spielcke einzurichten.

Beim Kleinkind wird diese meistens ein „Ställchen“ bilden. Die Abbildung Seite 20 zeigt, wie durch Zusammensetzen dreier Teile eines solchen Stalles in der Ecke ein bedeutend größerer Raum als das Ställchen sonst faßt, abgetrennt werden kann.

Das Bild zeigt weiterhin einen sehr zweckmäßigen, stabilen Tisch, in dessen Fuß das Spielzeug untergebracht wird. Im Hintergrund ist eine Sitztruhe zu sehen, die auch als Tisch verwendbar ist. Der Fußboden ist in zwei verschiedenen Farben in Richtung der Dielen angestrichen. Man erzielt dadurch die farbliche Belebung, wie sie ein Teppichmuster dem Raum verleiht, ohne einen Staubfänger hineinzutragen, ein

Vorzug, der gerade beim Kinderzimmer nicht unterschätzt werden darf. Voraussetzung dafür ist freilich, daß der Raum nicht „fußkalt“ ist. Im übrigen ist Linoleum wohl der beste Fußbodenbelag für das Kinderzimmer — aber leider etwas kostspielig — in das Ställchen legt man einen sogenannten Badeteppich (waschbar und farbecht).

Der stolzeste Wunsch des Schulkindes, schon des kleinen



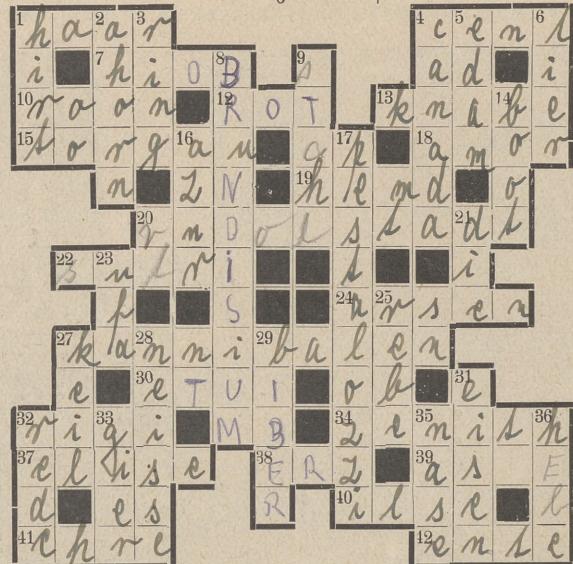
Neue Kinderzimmermöbel. Entwurf: Bertha Sander, Köln-Lindenthal. Aus: „Der neue Haushalt“ von Dr. Erna Meyer (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart).

und der Kleiderschrank weist eine ebenso praktische Einteilung auf. Das Fach für die Strümpfchen und die Wäsche ist so, daß das Kind alles selbst herausholen und wieder einräumen kann. Geradezu genial ist der Hocker rechts ersonnen. Er ist Hexenhäusel und Puppenstube und Löwenfähig und noch vieles andere mehr — und doch eine behagliche Sitzgelegenheit.

G. R.-S.

Bum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Kopfbedeckung, 4. amerikanische Münze, 7. Buch der Bibel, 10. preußischer Kriegsminister, 12. Farbe, 13. männliches Wesen, 15. Schlachtort aus dem Siebenjährigen Krieg, 18. römische Gottheit, 19. Kleidungsstück, 20. Stadt in Thüringen, 22. Ort eines Kirchenkonzils, 24. Metall, 27. Menschenfresser (Mehrzahl), 30. Behälter, 32. Berg in der Schweiz, 34. astronomischer Punkt, 37. Mädchennname, 38. Bergbauprodukt, 39. Laubbbaum, 40. Mädchennname, 41. Drama von Sudermann, 42. Schwimmvogel. — Sentrecht: 1. Schäfer, 2. Laubbbaum, 3. Schmuckstück, 4. nordamerikanischer Staat, 5. Stadt in Holland, 6. Lebe-

wesen, 8. römische Hafenstadt, 9. Maschinenwerkstoff, 14. Wasserfahrzeug, 16. Farbe, 17. pädagogischer Schriftsteller, 21. Artikel, 23. Filmgesellschaft, 25. Nutzpflanze, 27. einfacher Maschinenteil, 28. Nebenfluß der Oder, 29. Pelztier, 31. Metall, 32. Vortrag, 33. Unmäßigkeit, 35. Gesichtsteil, 36. griechische Göttin.

2. Geständnis.

Erste mit u:
Beliebt bei der Kuh.
U an die Zweite:
Ich suche das Weite.
Meist ist ein Clou
Dritte mit u:
Alle drei:
Meine Schwärmerei.

3. Einschalterrätsel.

Trieb-Uhr, Eisen-Lager, Orlsee-Berg, Oder-Bruch, Stand-Werk, Meter-Liebchen, Haser-Miete, Kirchen-Sänger, Garten-Hund, Acker-Junge, Marmor-Hain, Bantu-Staat Not-Schrank, Kunst-Wasser, Huf-Schmied, Löwen-Wurf, Holz-Arbeiter, Schweine-Wurst, Ei-Hunger, Diplom-Prüfung, Kreuz-Fläche, Strick-Ohr, Kristall-Bahn, Vogel-Bau.

Der Strichzahl entsprechend, sind ein- bis vierstellige Wörter einzuschalten, die nach beiden Seiten sinnvolle Zusammensetzungen ergeben.

Die Anfangsbuchstaben dieser Zwischenwörter ergeben eine Zeile aus dem Liede „An die Freude“.

4. Schieberätsel.

ZOBTEN — LAALAND — PALMYRA — ABTEI — AXOLOTL — HERAUCH — SPIRALE — MARKISE — CALIBAN.

In obiger Folge untereinander gestellt, sind die neun Wörter seitlich so zu verschieben, daß zwei senkrechte, nebeneinanderstehende Buchstabereihen zwei Musikinstrumente bezeichnen.

Alfred Leste.

5. Trost und Hoffnung.

Wenn dich — Tagen bitter Not
Ein — Zagen jäh betroffen,
Wenn hartes — dich bedroht,
— deine Seele erst das Hoffen.
Und ist — Schicksal noch so schwer.
Ist dornenvoll dein — Streben,
O, verzweifle nimmermehr:
Es wird — alles, alles geben,
Und — wenn die Wolken schwinden,
Wird auch das Glück dich wieder —.

Anstatt der Striche sind sinngemäße Worte zu sehen, die aneinandergefügt einen Spruch aus Maria Stuart ergeben.

R. N.
Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 48.

1. Zusammenfassung:

Wil hel mRa abe
Esch ers hau sen
Deu tsch er a del

2. In der letzten Flucht: Gestern-gestern.
— 3. Erlöschene Blut: Helta, Hela. — 4. Zwei Welten: Gläubige(r). — 5. Rat: Wagen, Wagen. — 6. Scherzrätsel: Das Komma. 7. Selbsterkennnis: Es, Esel. — 8. Mit der Liebsten: Käthchen, Käthchen. —